

Volker Kutschner

DER NASSE FISCH

Roman

Kiepenheuer & Witsch



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2018

© 2007, 2008, 2018, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner
Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Rudolf Linn, Köln

Umschlagmotiv: © X Filme Creative Pool Entertainment GmbH / Degeto Film
GmbH / Beta Film GmbH / Sky Deutschland GmbH 2017

Fotos Innenteil: © Frédéric Batier / X FILME Creative Pool GmbH

Gesetzt aus der Goudy Old Style

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-05208-4

1

Wann würden sie zurückkommen? Er lauschte. In der Dunkelheit geriet jedes kleinste Geräusch zu einem Höllenlärm, jedes Flüstern wuchs zu einem Brüllen heran, die Stille selbst lärmte in seinen Ohren. Ein immer währendes Dröhnen und Rauschen. Der Schmerz machte ihn halb wahnsinnig, er musste sich zusammenreißen. Das Geräusch der Tropfen nicht beachten, so laut es auch war. Tropfen, die auf einen harten, feuchten Boden fielen. Er wusste, dass es sein eigenes Blut war, das da auf den Beton tropfte.

Er hatte keine Ahnung, wohin sie ihn verschleppt hatten. Irgendwohin, wo ihn niemand hörte. Seine Schreie hatten sie nicht aus der Ruhe gebracht, die hatten sie eingeplant. Ein Keller, vermutete er. Oder eine Lagerhalle? Jedenfalls ein fensterloser Raum. Hier hinein drang kein Lichtstrahl, nur ein leises Schimmern. Der letzte Rest von Helligkeit, der ihm noch geblieben war, seit er auf der Brücke gestanden und den Lichtern eines Zuges hinterhergeschaut hatte, versunken in Gedanken. Gedanken an den Plan, Gedanken an sie. Dann der Schlag und der Sturz in die Dunkelheit. In eine Dunkelheit, die ihn seitdem nicht mehr verlassen hatte.

Er zitterte. Nur die Seile in den Armbeugen hielten ihn aufrecht. Seine Füße trugen ihn nicht, sie waren nicht mehr, sie waren nur noch Schmerz, ebenso seine Hände, die nichts mehr halten konnten. Er legte seine ganze Kraft in die Arme und vermied es, den Boden zu berühren. Das Seil scheuerte, er schwitzte am ganzen Körper.

Die Bilder kamen immer wieder, er konnte sie nicht verdrängen. Der schwere Hammer. Seine Hand, festgebunden an diesem Stahl-

träger. Das Geräusch der splitternden Knochen. Seiner Knochen. Der unerträgliche Schmerz. Schreie, die zu einem einzigen großen Schrei zusammenwuchsen. Die Ohnmacht. Und dann das Erwachen aus der dunklen Nacht: Schmerzen, die an den äußersten Enden des Körpers zerrten. Aber zu seiner Mitte waren sie nicht vorgedrungen, davon hatte er sie ferngehalten.

Sie hatten ihn mit Drogen gelockt, die linderten den Schmerz. So wollten sie ihn gefügig machen, er musste gegen seine Schwäche kämpfen. Auch die vertraute Sprache hätte ihn fast weich gemacht. Doch die Stimmen klangen härter als die in seiner Erinnerung. Viel härter. Kälter. Böser.

Swetlanas Stimme hatte dieselbe Sprache gesprochen, aber wie anders hatte sie geklungen! Ihre Stimme hatte Liebe geschworen und Geheimnisse offenbart, ihre Stimme war Vertrautheit gewesen und Verheißung. Ja, sie hatte sogar die helle Stadt wieder lebendig werden lassen. Die Stadt, die er verlassen hatte. Nie hatte er sie vergessen können, auch in der Fremde nicht. Es blieb seine Stadt, eine Stadt, die eine bessere Zukunft verdient hatte. Sein Land, das eine bessere Zukunft verdient hatte.

Hatte sie nicht dasselbe gewollt? Die Verbrecher verjagen, die dort die Macht an sich gerissen hatten. Er musste an die Nacht denken, die durchwachte Nacht in ihrem Bett, eine warme Sommernacht, die ihm vorkam, als läge sie eine Ewigkeit zurück. Swetlana. Sie hatten sich geliebt und sich ihre Geheimnisse anvertraut. Und sie zu einem einzigen großen Geheimnis zusammengefügt, um ihren Hoffnungen ein Stück näher zu kommen.

Alles war so gut gelaufen. Doch irgendwer musste sie verraten haben. Sie hatten ihn verschleppt. Und Swetlana? Wenn er bloß wüsste, was aus ihr geworden war. Die Feinde waren überall.

Sie hatten ihn an diesen dunklen Ort gebracht. Ihre Fragen hatte er schon gekannt, bevor sie ausgesprochen wurden. Er hatte geantwortet, aber nichts gesagt. Und sie hatten es nicht einmal gemerkt. Sie waren dumm. Die Gier machte sie blind. Der Zug war bereits auf dem Weg, das durften sie nicht erfahren. Unter keinen Umständen, der Plan stand kurz vor der Vollendung. Er hatte in

ihre Augen gesehen, bevor sie zuschlugen, und dort hatte er die Gier gesehen und die Dummheit.

Der erste Schlag war der schlimmste. Alles, was danach kam, verteilte den Schmerz nur.

Die Gewissheit, sterben zu müssen, hatte ihn stark gemacht. So konnte er es ertragen, nie wieder gehen, nie wieder schreiben, sie nie wieder berühren zu können. Sie war nur noch Erinnerung, damit musste er sich abfinden. Aber auch diese Erinnerung würde er nie verraten.

Die Jacke. Er musste an seine Jacke kommen. Beinahe unmöglich. Er hatte eine Kapsel dabei. So wie sie alle, sobald sie ein Geheimnis trugen, das nicht in die Hände des Feindes geraten durfte. Er hatte zu spät reagiert, er hatte die Falle nicht erkannt, sonst hätte er die Kapsel längst zerbissen. So aber war sie immer noch ins Futter eingenäht. In seiner Jacke, die dort auf dem Stuhl lag, dessen Umriss er in der Dunkelheit gerade noch erkennen konnte.

Sie hatten ihn nicht gefesselt. Nachdem sie ihm Hände und Füße zertrümmert hatten, hatten sie ihn lediglich in die Seile gehängt, um ihn besser bearbeiten zu können, sobald der Schmerz ihn aus der Ohnmacht zurückgeholt hatte. Sie hatten keinen Bewacher zurückgelassen, so sicher waren sie sich, dass niemand seine Schreie hörte. Er wusste, es war seine letzte Chance. Die Wirkung der Droge ließ nach. Der Schmerz würde unerträglich sein, würde ihn womöglich zurück in die Ohnmacht treiben, wenn er den Halt der Seile aufgäbe. Für wie lange? Der Gedanke an den kommenden Schmerz wurde zu einer Erinnerung an den überstandenen und trieb ihm Schweiß auf die Stirn.

Er hatte keine Wahl.

Jetzt!

Er biss die Zähne zusammen und schloss die Augen. Beide Arme streckten sich, die Armbeugen verloren ihren Halt und damit sein ganzer Körper. Die Breiklumpen, die einmal seine Füße gewesen waren, berührten den Boden zuerst. Er schrie, noch bevor er mit dem Oberkörper auf den Betonboden klatschte und die Erschüt-

terung des Aufpralls den Schmerz auch in seinen Händen zu alter Größe heranwachsen ließ. Nur nicht das Bewusstsein verlieren! Schrei, aber bleib oben, tauche nicht weg! Er krümmte sich am Boden, sein Atem hechelte, als das Pochen und Stechen wieder etwas nachließen. Er hatte es geschafft! Er lag auf dem Boden, er konnte sich bewegen. Vorwärts robben auf Ellbogen und Knien, eine Blutspur hinter sich herziehend.

Schnell war er am Stuhl und hatte seine Jacke mit den Zähnen heruntergerissen. Gierig machte er sich über das Kleidungsstück her. Mit dem rechten Ellbogen fixierte er die Jacke und riss mit den Zähnen am Futter. Die Schmerzen machten ihn nur wütender in seinem Reißen und Zerren. Schließlich hatte er das Futter mit einem lauten Ratsch geöffnet.

Plötzlich musste er hemmungslos schluchzen. Die Erinnerung hatte ihn gepackt, wie eine Raubkatze ihr Opfer packt und schütelt. Die Erinnerung an sie. Er würde sie nie wiedersehen. Er hatte es gewusst, seit sie ihn in die Falle gelockt hatten, doch mit einem Mal wurde es ihm furchtbar klar. Wie sehr er sie liebte! Wie sehr!

Langsam beruhigte er sich wieder. Seine Zunge suchte nach der Kapsel, sie schmeckte Dreck und Flusen, doch schließlich ertastete sie die glatte kühle Oberfläche. Mit den Schneidezähnen zog er sie vorsichtig aus dem Futter. Geschafft! Sie befand sich in seinem Mund! Die Kapsel, die alles beenden sollte! Ein triumphierendes Lächeln glitt über sein schmerzzerfurchtes Gesicht.

Sie würden nichts erfahren. Sie würden sich gegenseitig die Schuld geben. Sie waren dumm.

Er hörte oben eine Tür zuschlagen. Wie ein Donnerschlag verhallte das Geräusch in der Dunkelheit. Schritte auf Beton. Sie kamen zurück. Hatten sie den Schrei gehört? Seine Zähne hielten die Kapsel, bereit zubeißen. Jetzt war er so weit. Jederzeit konnte er es beenden. Er wartete noch ein wenig. Sie sollten hereinkommen. Er wollte seinen Triumph auskosten bis zur letzten Sekunde.

Sie sollten es sehen! Sie sollten hilflos danebenstehen und zusehen müssen, wie er ihnen entkam.

Er schloss die Augen, als sie die Tür öffneten und helles Licht in

die Dunkelheit drang. Dann biss er zu. Mit einem leisen Klicken zerbrach das Glas in seinem Mund.

2

Der Mann erinnerte ein wenig an Wilhelm zwo. Der markante Schnurrbart, der stechende Blick. Wie auf dem Porträt, das zu Kaisers Zeiten in der Stube eines jeden guten Deutschen hing – und in manch einer immer noch nicht abgehängt war, obwohl der Kaiser vor über zehn Jahren abgedankt hatte und seitdem in Holland Tulpen züchtete. Der gleiche Schnurrbart, die gleichen Blitzaugen. Doch da endeten auch die Gemeinsamkeiten. Dieser Kaiser trug keine Pickelhaube, die hing zusammen mit Säbel und Uniform über dem Bettpfosten. Dieser Mann trug nichts außer dem nach oben gewirbelten Schnurrbart und einer imposanten Erektion. Vor ihm kniete eine nicht minder nackte Frau, gesegnet mit üppigen Rundungen, die dem kaiserlichen Zepter offensichtlich den gebotenen Respekt entgegenzubringen gedachte.

Rath blätterte lustlos in den Fotos, deren eigentlicher Zweck es war, Lust zu erregen. Weitere Aufnahmen zeigten den kaiserlichen Doppelgänger und seine Gespielin bereits in Aktion. Ganz gleich, wie sich ihre Körper verknoteten, der markante Schnurrbart war immer im Bild.

»Schweinkram!«

Rath blickte sich um. Ein Schupo hatte ihm über die Schulter geschaut.

»So ein Schweinkram«, fuhr der Blaue kopfschüttelnd fort, »das ist Majestätsbeleidigung, dafür hat es früher Zuchthaus gegeben.«

»Aber so beleidigt sieht unser Kaiser doch gar nicht aus«, meinte Rath. Er klappte die Mappe mit den Fotos zu und schob sie zurück auf den wackligen Schreibtisch, den sie ihm zur Verfügung gestellt hatten. Böser Blick unter dem Tschako. Der Mann in der blauen

Uniform drehte wortlos ab und ging zu seinen Kollegen. Acht Uniformierte standen in dem Raum und unterhielten sich halblaut, die meisten wärmten ihre Hände an einer Kaffeetasse.

Rath schaute zu ihnen hinüber. Er wusste, dass die Schupos im 220. Revier gerade andere Sorgen hatten, als einem Kriminalbeamten vom Alex freundlichst Unterstützung zu gewähren. In drei Tagen wurde es ernst. Mittwoch war der erste Mai, und Polizeipräsident Zörgiebel hatte alle Maidemonstrationen in Berlin untersagt, die Kommunisten aber wollten trotz des Verbots marschieren. Die Polizei war nervös. Gerüchte über einen geplanten Putsch machten die Runde: Die Bolschewisten wollten Revolution spielen, Sowjetdeutschland mit zehn Jahren Verspätung doch noch errichten. Und im 220. Revier war die Polizei nervöser als in den meisten anderen Berliner Bezirken. Neukölln war ein Arbeiterviertel. Noch roter war höchstens der Wedding.

Die Schupos tuschelten. Ab und an warf ein Blauer dem Kriminalkommissar einen verstohlenen Blick zu. Rath klopfte eine Overstolz aus der Schachtel und zündete sie an. Dass er hier ungefähr so willkommen war wie die Heilsarmee in einem Nachtclub, das brauchte ihm niemand zu sagen, das war offensichtlich. Das Sittendezernat genoss in Polizeikreisen keinen allzu guten Ruf. Bis vor zwei Jahren noch war es vorrangige Aufgabe der Inspektion E gewesen, die Prostitution in der Stadt zu überwachen. Eine Art verbeamtete Zuhälterei also, denn nur polizeilich registrierte Prostituierte betrieben ihr Gewerbe legal. Viele Beamte hatten diese Abhängigkeit schamlos ausgenutzt. Bis ein neues Gesetz zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten diese Aufgaben von der Sittenpolizei auf die Gesundheitsämter verlagert hatte. Seitdem kümmerte sich die Inspektion E um illegale Nachtclubs, Zuhälter und Pornographie, ihr Ruf allerdings hatte sich kaum gebessert. Immer noch schien etwas von dem Schmutz, mit dem sich die Beamten beruflich zu beschäftigen hatten, an ihnen hängen zu bleiben.

Rath blies Zigarettenrauch über den Schreibtisch. Von den Tschakos an den Garderobenhaken tropfte Regenwasser auf den Linoleumboden, grünes Linoleum, wie es auch in den Büros der

Kriminalpolizei am Alexanderplatz verlegt war. Sein grauer Hut wirkte zwischen all dem schwarzen Lack und den glitzernden Polizeisternen wie ein Fremdkörper, ebenso sein Mantel, der mitten im Blau der Schupomäntel hing. Ein Zivilist unter lauter Uniformierten.

Der Kaffee in der verbeulten Emailtasse, den sie ihm hingestellt hatten, schmeckte scheußlich. Widerliche schwarze Brühe. Auch im 220. Revier konnte die Polizei also keinen Kaffee kochen. Warum sollte das in Neukölln anders sein als am Alex? Dennoch nahm er einen weiteren Schluck. Etwas anderes hatte er nicht zu tun. Nur deswegen saß er hier: um zu warten. Warten auf ein Telefonklingeln.

Er griff noch einmal zu der Mappe auf dem Schreibtisch. Die Blätter, auf denen Doppelgänger der Hohenzollern und anderer preußischer Prominenz in eindeutigen Positionen abgelichtet waren, gehörten nicht zu der üblichen Billigware. Kein Druck, sondern hochwertige Fotoabzüge in bester Qualität, wohlgeordnet in einer Mappe. Wer so etwas kaufte, musste schon ein paar Mark hinlegen, das war etwas für die besseren Kreise. Am Bahnhof Alexanderplatz hatte ein fliegender Zeitschriftenhändler die Blätter vertrieben, nur wenige Schritte vom Polizeipräsidium und den Büros der Inspektion E entfernt. Der Mann war der Streife nur deshalb aufgefallen, weil er die Nerven verloren hatte. Die beiden Schupos hatten den Händler auf eine harmlose Illustrierte aufmerksam machen wollen, die ihm aus dem Bauchladen gefallen war, doch als sie sich näherten, hatte er ihnen sein komplettes Sortiment entgegengeschleudert und die Beine in die Hand genommen. Zusammen mit den Zeitschriften waren den jungen Schupos auch die pornographischen Hochglanzfotos um die roten Ohren geflattert. Ihre Bewunderung für die Kunstfertigkeiten der Fotomodelle hätte sie beinahe vergessen lassen, dem flüchtigen Händler nachzusetzen. Und als sie endlich die Verfolgung aufnahmen, war der Mann im Chaos der Baustellen rund um den Alex verschwunden. Das brachte den beiden Schupos kurz darauf im Präsidium den zweiten Satz rote Ohren ein, als sie ihren Fund auf Lankes Schreibtisch

abliefern und Bericht erstatten. Der Chef der Inspektion E konnte sehr laut werden. Kriminalrat Werner Lanke vertrat die Auffassung, dass Freundlichkeit seiner Autorität schaden könnte. Rath musste daran denken, wie sein neuer Chef ihn vor vier Wochen begrüßt hatte.

»Ich weiß, dass Sie gute Beziehungen haben, Rath«, hatte Lanke ihn angeschnauzt. »Doch wenn Sie denken, Sie müssen sich deshalb nicht schmutzig machen, dann haben Sie sich geschnitten! Hier wird niemand geschont! Ein Mann, um den ich nicht gebeten habe, schon gar nicht!«

Seinen ersten Monat in der Inspektion E hatte er nun fast hinter sich. Die Zeit war ihm vorgekommen wie eine Strafe. Und vielleicht war es das ja auch. Obwohl sie ihn nicht degradiert hatten, nur versetzt. Er hatte Köln verlassen müssen, und auch die Mordkommission. Aber er war immer noch Kriminalkommissar! Und er hatte nicht vor, ewig bei der Sitte rumzuhängen. Er verstand nicht, wie der Onkel das aushielt, aber dem Kollegen schien die Arbeit für die E sogar Spaß zu machen.

Oberkommissar Bruno Wolter, wegen seiner gemütlichen Art von den meisten Kollegen *Onkel* genannt, leitete ihre Ermittlungsgruppe und auch die heutige Razzia. Draußen im Hof des Polizeireviers stand der Mannschaftswagen, Wolter besprach dort mit den beiden Damen von der weiblichen Kriminalpolizei und dem Bereitschaftsführer die Einzelheiten der geplanten Aktion. Jeden Moment konnte es losgehen. Sie warteten nur auf Jänickes Anruf. Rath stellte sich vor, wie der Frischling in der muffigen Wohnung saß, die sie für die Observierung des Ateliers beschlagnahmt hatten – in einer Hand das Fernglas, während die andere nervös über dem Telefonhörer zitterte. Auch Kriminalassistent Stephan Jänicke war erst Anfang April zur Sitte gekommen, *ganz frisch von der Eiche gefallen*, wie Wolter ihn manchmal aufzog, denn Jänicke war direkt von der Polizeischule Eiche zum Dienst am Alex beordert worden. Doch der blonde, wortkarge Ostpreuße ließ sich von den Frotzeleien der älteren Kollegen nicht beirren, er nahm seinen Beruf ernst.

Das Telefon auf dem Schreibtisch klingelte. Rath drückte die Zigarette aus und griff nach dem schwarz glänzenden Hörer.

Der Mannschaftswagen hielt direkt vor einer großen Mietskaserne in der Hermannstraße. Misstrauisch schauten die Passanten zu, wie die jungen Uniformierten von der Pritsche sprangen. Polizei war in diesem Teil der Stadt nicht gern gesehen. Im Halbdunkel des Torbogens, der zu den Hinterhöfen führte, wartete Jänicke, die Hände in die Manteltaschen gegraben, den Kragen hochgeschlagen und die Hutkrempe in die Stirn gezogen. Rath musste ein Lachen unterdrücken. Jänicke gab sich die größte Mühe, wie ein abgebrühter Großstadtbulle auszusehen, doch die ewig roten Wangen verrieten den Jungen vom Lande.

»Da müssen jetzt ungefähr ein Dutzend Leute drin sein«, sagte der Frischling und versuchte, mit Rath und Wolter Schritt zu halten. »Ich habe einen Hindenburg gesehen, einen Bismarck, einen Moltke, Wilhelm eins und Wilhelm zwei und sogar einen Alten Fritz.«

»Na, ich hoffe auch ein paar Mädels«, sagte der Onkel und steuerte den zweiten Hof an. Die beiden Damen lächelten säuerlich. Die Zivilbeamten und zehn Uniformierte folgten dem Oberkommissar zum zweiten Hinterhaus. Auf dem Hof spielten fünf Jungen mit einer Blechdose Fußball. Als sie das Polizeiaufgebot sahen, blieben sie stehen und ließen die Dose eine letzte scheppernde Pirouette drehen. Wolter legte den Zeigefinger an die Lippen. Der Älteste, er mochte vielleicht elf Jahre zählen, nickte stumm. Oben wurde ein Fenster zugeschlagen. *Photoatelier Johann König, 4. Etage* verkündete ein Messingschild am Treppenaufgang.

Der Onkel hatte einen seiner zahlreichen Informanten in der Berliner Unterwelt bemühen müssen, um König auf die Spur zu kommen, denn der Fotograf war ein unbeschriebenes Blatt, polizeilich gesehen. Er fertigte preiswerte Passfotos für die wenig zahlungskräftige Neuköllner Kundschaft an, ab und an auch die obligatorischen Familienfotos: Säuglinge auf Eisbärenfell, Kinder mit Schultüten, Hochzeitspaare und was die Kundschaft sonst so

wünschte. Als Schmutzfink war er noch nicht in Erscheinung getreten. Keine Vorstrafen. Aber einen Eintrag gab es doch. Einen politischen. Man musste nicht straffällig werden, um der Polizei aufzufallen. Rath hatte die Idee gehabt, auch die umfangreiche Kartei der Abteilung IA, der Politischen Polizei, zu durchforsten, und war auf eine Notiz gestoßen, die dort seit zehn Jahren schlummerte: 1919 hatten die Politischen Johann König als Anarchisten registriert und ihm eine eigene, wenn auch nur spärlich beschriftete Karteikarte gewidmet. Nach den Revolutionszeiten war der Fotograf politisch nicht mehr aufgefallen, er hatte sich wieder ins Private zurückgezogen, wie so viele. Aber jetzt hatte ihn seine offensichtliche Abneigung gegen Preußens Glanz und Gloria doch noch in Schwierigkeiten mit dem Gesetz gebracht. Kein Wunder, dachte Rath, mit so einem Nachnamen gegen die Monarchie zu sein, das kann einfach nicht gut gehen.

Einem jungen Bereitschaftspolizisten schienen ähnliche Gedanken durch den Kopf zu gehen.

»Der Kaiser bumst beim König«, witzelte er und schaute nervös grinsend in die Runde.

Niemand lachte. Wolter postierte den Witzbold vor dem Eingang zum Hinterhaus, mit dem Rest der Truppe stiegen sie so leise wie möglich das schummrige Treppenhaus empor, in das nur wenig Tageslicht fiel. Irgendwo im Haus dudelte ein Radio Schlagermusik. Im zweiten Stock öffnete sich eine Tür, ein grauhaariges Mütterchen streckte ihre Nase ins Treppenhaus und zog sie ganz schnell wieder zurück, als sie das Polizeiaufgebot sah. Zwei Frauen und zwölf Männer, die kaum einen Laut machten. Ganz oben, vor der letzten Tür, blieben sie stehen. *Johann König, Photograph* stand dort angeschlagen, diesmal allerdings nicht in Messing graviert, sondern auf ein vergilbtes Pappschild gedruckt, das sich bereits wellte. Wolter sagte nichts, sah nur kurz den Bereitschaftsführer an und führte den erhobenen rechten Zeigefinger an die Lippen. Nur das Radio war noch zu hören und von der Straße her ein weit entferntes Autohupen. Ein kräftiger Tritt hätte gereicht, um die klapprige Tür in den Raum fliegen zu lassen, doch Wolter schob

den Bereitschaftsführer beiseite. Rath sah, wie der Onkel einen Dietrich aus der Manteltasche zog und sich am Schloss zu schaffen machte. Er brauchte keine fünf Sekunden, um es zu öffnen. Bevor er die Tür aufstieß, zog Wolter seine Dienstwaffe. Die anderen taten es ihm gleich. Nur Rath ließ seine Mauser stecken. Nach dem Zwischenfall in Köln hatte er sich geschworen, keine Waffe mehr anzurühren, wenn es irgendwie zu vermeiden war. Er ließ den bewaffneten Kollegen den Vortritt und blieb draußen an der Tür stehen. Von dort beobachtete er die absurde Szene, die sich im Atelier abspielte, kaum hatten die Polizisten den großen Raum betreten.

Auf einem grünen Kanapee mühte sich gerade ein muskulöser Hindenburg auf einer Nackten ab, die entfernt an Mata Hari erinnerte. Daneben stand ein einfacher uniformierter Landser mit Pickelhaube. Ob er sich als Nächster mit Mata Hari vergnügen durfte oder seinem Generalfeldmarschall noch sexuell zu Diensten sein musste, war nicht ersichtlich. Die übrigen Darsteller, die Hälfte davon nackt, betrachteten die mit mehreren Scheinwerfern ausgeleuchtete Szene und unterhielten sich angeregt. Ein Mann mit Ziegenbart hockte hinter einem Fotoapparat und gab dem Generalfeldmarschall Befehle.

»Dreh Sophies Hintern ein bisschen mehr zu mir ... Noch etwas ... Ja, so geht's. Stillhalten, uuund – jawoll!«

Und wieder hatte er eine Aufnahme im Kasten. Wunderbar. Alles Beweismaterial. Niemand in der illustren Runde hatte bemerkt, dass gut ein Dutzend Polizisten mit gezogenen Pistolen das Atelier betreten hatte. Die jungen Bereitschaftspolizisten verrenkten sich die Hälse, um genug sehen zu können, und schoben weiter in den Raum. Es schepperte, als ein Scheinwerfer in dem Gedränge zu Boden ging.

Die Gespräche verstummten. Alle Gesichter drehten sich zur Tür, die Mienen gefroren im selben Moment. Nur Hindenburg und Mata Hari ließen sich nicht aus dem Rhythmus bringen.

»Aushebung! Polizei!«, rief Wolter in den Raum. »Alles kommt mit zum Präsidium! Gegenwehr ist zwecklos. Lasst besser alles ste-

cken, wo es steckt! Vor allem, wenn es wie eine Waffe aussehen sollte!«

Nun schauten auch Hindenburg und Mata Hari auf. Niemand kam auf die Idee, sich zu wehren. Einige Hände gingen in die Höhe, andere schoben sich reflexartig vor Geschlechtsteile. Alle vier Frauen im Atelier waren kaum oder gar nicht bekleidet. Die Beamtinnen warfen ihnen Wolldecken über die Blöße, dann traten die Uniformierten in Aktion. Die ersten Handschellen klickten. König faselte irgendetwas von Erotik und Freiheit der Kunst, verstummt aber, als Wolter ihn anschnauzte. Und dann war die Prominenz dran. Bismarck – klick. Fridericus Rex – klick. Der Alte Fritz hatte tatsächlich Tränen in den Augen, als man ihm die Eisen anlegte. Alle wurden der Reihe nach verpackt. Hindenburg und Mata Hari musste man vom Kanapee holen. Die Jungs von der Bereitschaft hatten leichtes Spiel. Und ihren Spaß.

Rath hatte genug gesehen und ging zurück ins Treppenhaus. Keine Gefahr mehr, dass einer entwischt. Er stand am Geländer und schaute in die Tiefe. Den Hut hatte er abgenommen, seine Hände spielten mit dem grauen Filz. Wenn das hier vorbei wäre, stünden noch die Verhöre im Präsidium an. Viel Arbeit, nur um ein paar Ratten an die Wand zu nageln, die ihr Geld damit verdienten, andere beim Bumsen zu fotografieren und nationale Gefühle zu verletzen. An die Hintermänner, die das wirklich große Geld machten, würden sie sowieso nicht rankommen, stattdessen würden wieder ein paar arme Schweine hinter Gittern landen. Lanke hätte ein Erfolgserlebnis, das er an den Polizeipräsidenten melden könnte, und nichts würde sich ändern. Rath musste sich große Mühe geben, darin einen Sinn zu sehen. Nicht, dass er Pornographie guthieß. Aber er konnte sich auch nicht besonders darüber aufregen. So war die Welt nun einmal, seit sie aus den Fugen geraten war. 1919 hatte die Revolution alle moralischen Werte auf den Kopf gestellt, 1923 die Inflation alle materiellen. Gab es nicht wichtigere Dinge, um die die Polizei sich zu kümmern hatte? Ruhe und Ordnung aufrechtzuerhalten zum Beispiel, und dafür zu sorgen, dass nicht einer den anderen ungestraft totschiessen kann?

In der Mordkommission hatte er gewusst, warum er bei der Polizei arbeitete. Aber bei der Sitte? Wen kümmerten schon ein paar Pornos mehr oder weniger? Vielleicht die selbsternannten Moralapostel, die auch in der Republik ihren Platz gefunden hatten, aber zu denen gehörte er nicht.

Das Geräusch einer Toilettenspülung riss ihn aus seinen Gedanken. Auf halber Treppe öffnete sich eine Tür. Ein schlanker Mann wollte sich gerade die Hosenträger übers Unterhemd ziehen und stutzte, als er Rath dort oben stehen sah. Der Kommissar kannte das Gesicht. Ein Gesicht, das in der Sammlung noch fehlte. Der spitze Schnurrbart, die strengen Augen, die nun eher überrascht schauten. Der falsche Wilhelm zwei brauchte keine Sekunde, um die Situation zu erfassen. Mit einem Satz war er über das Geländer und fast eine halbe Etage hinuntergesprungen. In schnellem Stakkato polterten seine Schritte abwärts. Rath setzte hinterher. Instinktiv. Er war Bulle, er jagte Verbrecher. Und derzeit eben solche, deren Verbrechen darin bestand, einem abgedankten Kaiser ähnlich zu sehen und sich beim Vögeln fotografieren zu lassen. Keine Zeit, den Kollegen Bescheid zu sagen. Im Treppenhaus war es so dunkel, dass er die Stufen kaum erkennen konnte. Er stolperte mehr, als dass er rannte. Endlich hatte er das Erdgeschoss erreicht. Das Tageslicht blendete. Fast wäre er über den Bereitschaftspolizisten gestolpert, der sich gerade vom Boden hochrappelte.

»Wo isser?«, fragte Rath, und der junge Polizist, der vor fünf Minuten noch Witze über kopulierende Kaiser gerissen hatte, zeigte mit zerknirschtem Blick in Richtung Hermannstraße.

»Ich verfolge den Flüchtigen. Machen Sie Meldung«, brüllte Rath. Dann hetzte er durch die Tore auf die Hermannstraße. Es hatte aufgehört zu regnen, doch der Asphalt glänzte noch nass und schwarz. Vor dem Haus hielt die Grüne Minna, die die Ernte ihrer Razzia in Empfang nehmen und zum Alex bringen sollte. Und wo war Wilhelm zwei? Rath blickte sich um. Überall entlang der Straße, halb auf dem Gehweg, halb auf dem Fahrdamm, lagen Baumaterialien. Balken, Stahlträger und Stahlrohre, an denen sich Fußgänger und Autos vorbeizwängten, bestimmt für den U-

Bahn-Bau unter der Hermannstraße. Der Fahrer des Gefangenentransporters war inzwischen ausgestiegen und gab dem Kommissar einen Wink. Rath kletterte fluchend über einen Stapel Bretter, und da sah er den Pornokaiser: geduckt mit hängenden Hosenträgern die Hermannstraße hinunterlaufend, hinab in Richtung Hermannplatz.

»Halt, stehen bleiben! Polizei!«, rief Rath. Sein Ruf wirkte auf Wilhelm zwo wie ein Startschuss. Der Mann richtete sich auf und schoss nach vorn, quer über die Fahrbahn zum Bürgersteig, auf dem er sich rüde an ein paar Passanten vorbeipöbelte.

»Haltet den Mann fest«, rief Rath. »Dies ist ein Polizeieinsatz!«

Kein Mensch reagierte.

»Gib dir keine Mühe«, hörte er eine bekannte Stimme hinter sich. »Die Leute hier helfen keinem Bullen.« Wolter klopfte ihm auf die Schulter. »Lauf«, sagte der Onkel und spurtete los. »Zusammen kriegen wir die Ratte!«

Rath war erstaunt, wie schnell der kräftig gebaute Wolter trotz seines Körpergewichts die leicht abschüssige Hermannstraße hinunterlief. Nur mit Mühe konnte er ihm folgen. Erst kurz vor dem Hermannplatz hatte er den Onkel wieder eingeholt.

»Siehst du ihn?«, keuchte Rath. Er spürte Stiche in der Seite und musste sich an einer Straßenlaterne abstützen. Erst jetzt merkte er, dass er seinen Hut noch immer in der Hand hielt, und setzte ihn auf. Wolter wies mit einem kurzen Kopfnicken zum Hermannplatz. Vor ihnen türmte sich der gigantische Koloss des Karstadt-Rohbaus in den Himmel. Das neue Kaufhaus sollte dem biedereren Hermannplatz einen Hauch von New York verleihen. Für diesen Sommer war die Einweihung geplant, jetzt aber war da nur ein riesiges Baugerüst zu sehen, flankiert von Lastenaufzügen und Kränen. Fast sechzig Meter ragten die beiden Türme an der Nord- und Südseite in die Höhe. Und Wilhelm zwo rannte auf die Südecke der Baustelle zu, quer über die große Kreuzung, vorbei an hupenden Autos. Um ein Haar wäre er der Straßenbahn der Linie 29 unter die Räder gelaufen, die gerade die Hermannstraße hinaufwollte,

doch im letzten Moment kreuzte er die Fahrbahn des quietschenden Monstrums mit einem Hechtsprung und war den Blicken der beiden Polizisten entschwunden. Sie mussten warten, bis die Bahn an ihnen vorbeigerumpelt war. Und dann war von ihrem Mann nichts mehr zu sehen. Sie überquerten die Kreuzung und hielten den Platz im Blick.

»In die U-Bahn hat er es jedenfalls nicht geschafft«, meinte Wolter. »So viel Zeit hatte er nicht.«

»Aber *dafür* hatte er Zeit«, sagte Rath und deutete auf den Bauzaun. Eine mit Plakaten tapezierte Bretterwand, gut zwei Meter hoch, riegelte die gesamte Kaufhausbaustelle vom Menschengewimmel auf dem Hermannplatz ab.

Der Onkel nickte. Sie näherten sich der Baustelle, ihre Augen suchten die Stelle, an der der Mann über den Zaun geklettert sein könnte. *Nehmt eure Rechte wahr! Demonstriert am 1. Mai!* hatte jemand mit roter Farbe quer über den Bauzaun gepinselt und dabei gleich mehrere Werbebotschaften verhunzt.

Da! Das Plakat!

Rath schaute Wolter an. Der musste es im gleichen Moment entdeckt haben. Sie gingen auf die *Sinalco*-Werbung zu und untersuchten sie aus der Nähe. Über dem S und unter dem C war das Papier eingerissen. Schmutzabrieb wie von Schuhen. Keine Sachbeschädigung. Kletterspuren.

Wolter machte Rüberleiter, Rath zog sich an dem glitschig nasen Holz hoch und lugte über die Bretterwand. Tatsächlich, da sah er ihn! Wilhelm zwo lief in Richtung Urbanstraße und hatte das gegenüberliegende Ende der Baustelle fast erreicht. Eine ordentliche Strecke, die Kaufhausfassade nahm die komplette Längsseite des Hermannplatzes ein, bestimmt an die dreihundert Meter.

»Er will zur Urbanstraße! Halt ihn auf«, rief er dem Onkel zu, setzte über den Zaun und nahm die Verfolgung wieder auf. Wenn Bruno ihm den Weg abschneiden würde, dann hätten sie ihn in der Zange. Wilhelm zwo hatte ihn bemerkt, sein Blick wurde zusehends gehetzter. Der falsche Kaiser war jetzt auf der Höhe des Nordturms, lief an dem Lastenaufzug vorbei, der den Turm flan-

kierte, direkt auf den Zaun an der Urbanstraße zu. Gleich säße er in der Falle! Doch der Mann blieb stehen. Er machte kehrt und verschwand hinter dem Stahlgerüst des Aufzugs – und dann sah Rath ihn an den Stahlstreben nach oben klettern, flink wie eine Ratte. So schnell gab der nicht auf. Rath überlegte nicht lange, er musste hinterher.

Unmöglich auf demselben Weg, der Pornokaiser musste Fassadenkletterer oder Akrobat sein. Oder beides. Nichts für einen Polizisten ohne Zirkuserfahrung. Rath entschied sich für das Gerüst und schwang sich auf die nächstbeste Leiter. Vorsichtig, Stockwerk für Stockwerk, stieg er nach oben, immer darauf bedacht, die flink kletternde Ratte nicht aus den Augen zu verlieren. Heute war Sonntag, die riesige Baustelle verlassen. Nur zwei Menschen bewegten sich in dem Gewirr aus Stahl und Holz. Dann waren die Leitern zu Ende. In der siebten Etage hörte das Gerüst auf, höher war das Hauptgebäude nicht. Der Lastenaufzug aber stand am Nordturm, der einem abgebrochenen Wolkenkratzer glich, und dessen Gerüst führte noch ein paar Etagen höher hinauf. Wilhelm war weitergeklettert. Wollte der bis zur Turmspitze? Es sah fast so aus. Rath stöhnte. Nur nicht nach unten blicken, betete er sich vor, nur nicht nach unten! Oben in den Aufzugstreben kletterte der Kaiser. In sechzig Metern Höhe. Rath versuchte, nicht daran zu denken, und sah starr geradeaus. Er musste ein paar Meter über schwankende Bohlen laufen, um den Nordturm zu erreichen. Das nächste Gerüst, die nächsten Leitern, und die Kletterei ging weiter. Den Kaiser sah er nicht mehr. Ganz egal, einfach weiter nach oben, sie würden ihn schon kriegen. Und dann hatte er das Ende des Turmgerüsts erreicht. Rath war völlig außer Atem und lehnte seinen Kopf gegen einen kühlen Eisenträger.

Keuchend schaute er sich um. Wo war der Kerl? Nichts zu sehen. Konnte sich der Drecksack nicht einfach ergeben? Er musste doch einsehen, dass es zwecklos war!

Er fühlte, wie sich seine Hände um den Eisenträger krampften, als er den Blick nach unten richtete. Warum nur zog ihn die Tiefe derart an, wo sie ihn doch gleichzeitig so in Panik versetzte? Auf

dem Hermannplatz wuselten unendlich kleine Winzlinge durcheinander, Spielzeugautos rollten kreuz und quer. Seine Knie wurden weich. Über die Dächer konnte er weit hinein nach Kreuzberg schauen, die große Halle des Görlitzer Bahnhofs mitten im Häusermeer und in der Ferne die Schornsteine des Kraftwerks Klingenberg vor einem grauen Himmel.

Er zwang sich, zurück auf das Gerüst zu schauen. Wo war der falsche Kaiser? Wieder auf dem Weg nach unten? Auch gut, da würde Bruno ihn in Empfang nehmen. Doch wenn der Kerl noch hier oben rumturnte, dann wäre es *seine* Aufgabe, die Ratte zu verschnüren, die Aufgabe von Gereon Rath, Höhenangst hin oder her. Er versuchte zu lauschen, doch der Wind piff unerträglich laut. Vorsichtig kletterte er eine Etage tiefer, hier war es wenigstens etwas windgeschützt.

Und plötzlich stand Wilhelm zwo vor ihm.

Der Mann schien ebenso erschrocken zu sein wie der Kommissar. Seine Augen waren weit aufgerissen, eine Hälfte seines falschen Schnurrbarts hatte er auf seiner wilden Flucht verloren.

»Hau ab, Bulle«, sagte er. Seine Stimme klang nervös und schrill. Alles andere als majestätisch. Seine Augen hatten etwas Wahnsinniges, ein Eindruck, den die verschmierte Theaterschminke noch verstärkte.

Kokain, dachte Rath sofort, der ist auf Koks, der hat sich vorhin auf dem Klo die Nase vollgezogen. Das kann ja heiter werden.

»Mensch, Junge«, sagte er und versuchte, möglichst ruhig zu klingen, »sieh doch ein, dass es zwecklos ist. Du hättest uns beiden schon die Kletterei ersparen können, erspar uns wenigstens weiteren Ärger.«

»Dir erspar ick überhaupt keen Ärja«, sagte der Mann. Plötzlich hatte er etwas metallisch Glänzendes in der Hand. Na prima, dachte Rath, ein Kokser mit Knarre.

»Steck das Ding lieber wieder weg«, sagte er. »Oder gib es mir. Und ich versprech dir, ich hab keine Pistole in deiner Hand gesehen. Auch nicht, wie du einen Beamten damit bedroht hast.«

»Märchenstunde zu Ende, Arschloch?«

»Beamtenbeleidigung kann ich auch vergessen.«

»Und wenn ick dir ein Loch in deine Birne brate, kannst du es auch verjessen, wa?«

»Ich will ja nur vernünftig mit dir reden.«

Die Waffe in der Hand zitterte leicht. Rath sah, dass es ein kleines Kaliber sein musste, aber sie standen nicht weit voneinander entfernt, für einen Polizistenmord würde es im Zweifelsfall reichen.

»Du willst mir nur einlullen, Scheißbulle! Bis dein Kumpel dir helfen kommt!«

Der Kokser wusste gar nicht, wie recht er hatte: Rath sah, wie Wolter langsam hinter dem Mann auf die Bohlen kletterte.

»Mein Kumpel, der wartet unten auf dich«, sagte er. »An dem kommst du nicht vorbei, auch wenn du mich erschießt. Der hat nämlich auch eine Kanone, aber eine etwas größere als dein Spielzeug.«

»Soll ick dir mal zeigen, wat det Spielzeug kann?«

Der Mann hob die Pistole, doch im selben Augenblick hatte Wolter ihn von hinten gepackt. Mit beiden Händen hielt er den rechten Arm des Kokzers umfasst. Den mit der Pistole. Wolter versuchte, an die Waffe heranzukommen, und streckte seine Hand danach aus. Endlich hatte er sie erreicht ...

Da löste sich ein Schuss.

Rath hörte das Pfeifen des Projektils dicht an seinem Ohr. Holz splitterte. Er duckte sich instinktiv.

Der falsche Kaiser guckte entsetzt und vergaß seine Gegenwehr für einen Moment. Wolter nutzte seine Chance und schlug die Schusshand mit aller Gewalt gegen einen Stahlträger. Ein Schmerzensschrei, die Waffe polterte auf die Holzbohlen. Der Onkel drehte sich den Ganoven zurecht und rammte ihm seine Rechte in den Magen. Der Mann klappte augenblicklich zusammen, dennoch ließ der bullige Polizist einen linken Haken folgen, der den Kaiser endgültig auf die Bretter schickte. Wolter trat dem Bewusstlosen noch einmal in die Seite und keuchte.

»So ein Arschloch!«

Er kettete den Mann mit Handschellen ans Gerüst und sammelte dessen Pistole auf.

»Das war knapp, Gereon«, sagte er. »Du hättest deine Waffe ziehen sollen.«

»Ich brauchte beide Hände zum Klettern.«

Rath wusste, der Onkel hatte recht: Es war eine Illusion zu glauben, man könne den Job bei der Sitte ganz ohne Schusswaffe erledigen. Polizei war Polizei. »Danke, Kollege«, sagte er schließlich, als er merkte, dass Wolter auf seinen Spruch nicht einging.

»Danke Partner, so heißt das«, sagte Wolter und klopfte ihm auf die Schulter. Der Oberkommissar zückte ein Taschenmesser, klappte es auf und machte sich an dem großen Querbalken hinter Rath zu schaffen. Nach einiger Zeit hatte er die Kugel aus dem Holz geschält. Er nahm sie und ging zu dem Kokser, der wieder zu sich gekommen war und sich unter den Handschellen aufbäumte. Wolter verpasste ihm eine derart kräftige Ohrfeige, dass die Nase zu bluten begann. Erschrocken schaute der Mann den Polizisten an, der sich direkt vor ihn auf die Bohlen gehockt hatte und ihm das Projektil vor die Nase hielt.

»Du solltest mir dankbar sein, du Riesenarschloch«, sagte Wolter.

Das Riesenarschloch spuckte Blut.

»Weißt du, warum?«

Hektisch flackernde Augen.

»Ich hab dich davor bewahrt, dass du als Polizistenmörder aufs Schafott kommst.«

Blutspucken.

»Aber versuchten Polizistenmord, den hast du immer noch an der Backe. Weißt du, was wir mit solchen Leuten machen?«

Kopfschütteln.

»Du weißt es nicht? Dann hör mir gut zu: Du kommst nach Plötzensee, und da sorgen wir dafür, dass du zu den richtig harten Jungs gesperrt wirst. Und denen erzählen wir, du bist ein gottverdammter Schlüpferrfresser. Weißt du, was die mit Kinderfickern machen in Plötzensee? Kein Wärter ist so blöd und mischt sich da

ein. Ich kenn Leute, die hätten sich eher aufs Schafott gewünscht. Die hätten sich gewünscht, sie hätten getroffen, als sie auf einen Polizisten anlegten.«

Entsetzter Blick.

Wolter schaute Rath an.

»Was machen wir nur mit diesem Drecksack?«, fragte er.

Rath zuckte die Achseln. Der Onkel wandte sich dem Kokser zu.

»Weißt du eigentlich, dass wir die einzigen Freunde sind, die du auf dieser tristen Welt noch hast?« Er drehte das Projektil zwischen seinen Fingern. »Das hier ist ein Beweismittel. Mit dieser Kugel hast du auf meinen Partner geschossen. Und beinah getroffen.«

Er steckte sie in die Jackentasche.

»Vielleicht ist diese Kugel aber auch niemals abgefeuert worden.«

Wolter wartete, bis der Mann die Worte verarbeitet hatte. Dann nahm er die Pistole, fasste sie am Lauf und ließ sie mit spitzen Fingern pendeln. Wie ein Magnetiseur im Varieté, der einen Freiwilligen aus dem Publikum in die Hypnose pendelt. Die Koksaugen versuchten, der Waffe zu folgen.

»Schönes Modell. Klein, aber handlich.« Wolter pfiß durch die Zähne. »Oh, eine Lignose! Ein Einhänder, richtig? Kaliber 6.75. Mit deinen Fingerabdrücken. Darüber freut sich jeder Richter.«

Er steckte die Pistole in die Tasche.

»Kommt aber ganz auf dich an, ob ein Richter das jemals zu sehen bekommt.«

Endlich fand der Kokser die Sprache wieder.

»Was willst du, Bulle?«, keuchte er. Pupillen huschten haltlos hin und her. In seinem Blick mischten sich Angst und Hoffnung.

»Ich will dir klarmachen, dass es jetzt ganz allein an dir liegt, wie rosig deine Zukunft aussieht. Es ist ganz einfach. Pass gut auf, ich erkläre es dir nur einmal! Du gehörst ab sofort mir und meinem Partner.« Wolter zeigte auf Rath, der langsam nähergekommen war. »Wenn wir dir Fragen stellen, dann hast du Antworten parat. Immer. Ganz gleich, zu welcher Tages- und Nachtzeit wir dich besuchen.«

Er nahm dem Mann die Handschellen ab und zog ihn hoch. »Probieren wir gleich mal aus, ob du verstanden hast. Wenn du dich gut anstellst, dann musst du nicht mal mit aufs Präsidium.«

»Ick hab noch nie eenen verpiffen! Sucht euch eure Achtjroschenjungs woanders!«

»Einmal ist immer das erste Mal. Das sollte so einer wie du doch wissen.« Wolter gelang ein beinah charmantes Lächeln. Beinah. »Glaub mir, man gewöhnt sich dran. Und manchmal springt sogar was für dich dabei raus. Wenn wir mit dir zufrieden sind.«

»Und wenn ick euch sage, ihr könnt mich mal?«

»Denk einfach an das, was ich dir von Plötzensee erzählt habe! Das erleichtert die Entscheidung.«

Immer noch spiegelten die nassglänzenden Straßen einen weißgrauen Himmel, regenschwere Wolken hingen über der Stadt. Der schwarze Ford A schoss mit geschlossenem Verdeck über den Kottbusser Damm. Wolter steuerte seinen Wagen an langsam zockelnden Sonntagsfahrern vorbei. Rath saß auf dem Beifahrersitz und hing seinen Gedanken nach, während die Stadt an ihm vorüberaste. Am Alex wartete jetzt die eigentliche Arbeit auf sie: Verhöre, Verhöre, Verhöre. Die Bande schmorte in den Zellen, Frischling Jänicke hatte sie vor einer Stunde in der Grünen Minna zum Alex begleitet. Im Polizeigewahrsam würden sie König und seine Leute noch ein wenig weichkochen, bevor die Arbeit begänne. Mit dem, was der Pornokaiser, der auf den bürgerlichen Namen Franz Krajewski hörte, alles verraten hatte, konnten sie der Bande ganz anständig die Hölle heißmachen.

Der falsche Kaiser hatte geplaudert wie ein Radio. Noch auf dem Gerüst hatten sie ihn ausgequetscht, bevor sie ihn laufen ließen. Rath hatte einen Einblick bekommen, wie Wolter seine Informanten rekrutierte. Die Brutalität seines Kollegen hatte ihn überrascht. Schweigend saßen sie nebeneinander. Rath war klar, dass die Nummer auf dem Gerüst auch eine Lektion hatte sein sollen, eine Lektion für den Neuen aus der Rheinprovinz. Wolter schien Rath Gedanken erraten zu haben.

»Wenn du so eine Ratte einlochst, bekommst du aus ihr gar nichts mehr heraus«, sagte er. »Ist viel sinnvoller, wenn der jetzt durch Berlin läuft und weiß, dass wir ihn jederzeit einlochen können. Wenn wir ihn so in der Hand haben, dass er es nicht mal mehr wagt, einen Furz zu lassen, ohne uns zu fragen. Ich sage dir, der Kerl wird uns eine ganze Menge Arbeit ersparen. Hoffen wir nur, dass er sich nicht zu früh den Verstand wegkokst.« Er lachte und kramte in seiner Jackentasche. »Immer wenn er an das hier denkt, wird er sich vor Angst in die Hosen machen.«

Wolter hatte die Kugel herausgefischt. Die Kugel, die Rath hatte treffen sollen.

»Hier«, sagte er und hielt sie Rath hin.

»Was soll ich damit?«

»Nimm! Schließlich wollte er *dich* damit abknallen.«

Wolter trat aufs Gas, nachdem sie die Hochbahn am Kottbusser Tor unterquert hatten. Auf der Dresdener Straße war wenig Verkehr.

»Wir sind Partner«, sagte der Onkel. »Wir teilen uns jetzt sogar einen Informanten. Das ist eine Sache allein zwischen uns, etwas, das niemanden sonst etwas angeht.«

Er hatte Recht. Sie hatten Krajewski laufen lassen, das war gegen jede Dienstvorschrift und gegen jedes Gesetz. Rath war nicht ganz wohl bei der Sache. Aber die Kollegen hatten die Geschichte gekauft: Der Mann war ihnen leider entkommen. Niemand hatte es ihnen übel genommen, als sie unverrichteter Dinge in die Hermannstraße zurückgekehrt waren. Die Kollegen hatten das Entkommen des Kaisers dem Bereitschaftspolizisten angekreidet, den Krajewski bei seiner Flucht niedergeschlagen hatte. Das schlechte Gewissen hatte den Jungen schweigsam gemacht. Und dienstefrig. Beim Durchkämmen des Ateliers war er so gründlich vorgegangen, als könne er seinen Fehler damit wieder gutmachen. Rath und Wolter hatten die Arbeiten überwacht, als Jänicke mit der Bande längst unterwegs war. Sie hatten jede Menge Platten und Abzüge gefunden, mehr als genug für den Staatsanwalt. Und genug, um König ein bisschen in die Mangel zu nehmen. Krajewski hatte ih-

nen auf dem Baugerüst verraten, dass der Fotograf seiner begabten Truppe auch eine Filmkarriere eröffnet hatte. Das war nichts Ungewöhnliches. Nachdem die Pornographie in den vergangenen Jahren stark angewachsen war, in immer größerer Zahl schmutzige Hefte auf der Straße oder unter der Ladentheke verkauft wurden, hatte auch der Bodensatz der Berliner Filmindustrie die Verdienstmöglichkeiten erkannt, die so genannte Aufklärungsfilm boten. In Hinterzimmern und illegalen Nachtlokalen wurden sie den Eingeweihten gezeigt. Meist in den besseren Gegenden im Westen der Stadt, denn der Eintrittspreis lag weit über dem einer normalen Kinovorführung. Oft nahmen sich die reichen Herren gleich einige Gespielinnen mit in die Vorstellung, um das auf der Leinwand Gezeigte sogleich in die Praxis umsetzen zu können. So etwas konnte einer wie König niemals alleine stemmen, dazu brauchte es Hintermänner. In der Filmindustrie, im organisierten Verbrechen der Stadt und auch in den besseren Kreisen im Westen. Krajewski nannte keinen Namen, sosehr sie ihm auch zusetzten. Vielleicht wusste er wirklich nichts. Aber immerhin hatten sie ein paar Informationen, um König zu überraschen. Vielleicht sogar den Ansatzpunkt, um den Pornographiering auszuhebeln.

Rath untersuchte das Projektil, das Wolter ihm gegeben hatte. Unscheinbar, klein und glänzend. Und doch hätte es ihn das Leben kosten können. Er schaute den Onkel an, der gerade einen träumenden Radfahrer auf dem Oranienplatz aus dem Weg hupte. Hatte der Mann mit dem gemütlichen Gesicht ihm das Leben gerettet? Jedenfalls hatte er ihn rausgehauen aus einer brenzlichen Situation. Nichts in der Welt gab Gereon Rath das Recht, Bruno Wolter zu kritisieren. Er hatte gegen ein paar Vorschriften verstoßen, na und? Vielleicht war es ja wirklich so: In dieser kalten, großen Stadt herrschte eine andere, härtere Gangart als in Köln. Daran sollte er sich besser gewöhnen.

»Wenn du hier was werden willst, darfst du nicht zimperlich sein«, meinte Wolter. Rath wunderte sich, wie gut der Kollege sein Schweigen deutete.

»Hier was werden? Bei der Sitte?«, fragte er.

»Was soll denn das heißen? Uns geht's doch nicht schlecht! Wir treiben uns beruflich im Nachtleben der spannendsten Stadt der Welt herum. Und der verrufensten. Das hat doch was. Also, ich möchte nicht tauschen. Dass manche Kollegen schon mal die Nase rümpfen über unsereinen, daran gewöhnt man sich.«

Rath schaute Wolter an, der wieder geradeaus auf den Verkehr starrte. »Warum arbeitest du eigentlich nicht in der Inspektion A? Mit deinen Kontakten und deinen Fähigkeiten?«

»Bei den Mordermittlern? Wenn die meine Fähigkeiten brauchen und meine Erfahrung und meine Kontakte, dann sollen sie mich fragen. Ich bin nicht wild drauf, bei denen mitzuarbeiten.«

»Aber sie haben einen guten Ruf!«

»Natürlich. Gennats Truppe, die Lieblinge der Presse, die Lieblinge der feinen Gesellschaft! Raub und Mord, das bringt mehr Anerkennung als Schmutz und Schund.« Wolter schaute ihn an, als taxiere er seinen Wert. »Ist aber gar nicht so einfach, da reinzukommen, Gennats Leute sind handverlesen. Da musst du schon einen Knüller hinlegen. Einen echten Knüller. Ein fickender Kaiser reicht da nicht.« Er lachte. »Aber tröste dich: Auch wir normalsterblichen Kriminalbeamten dürfen ab und zu mal im Olymp arbeiten. Die Inspektion A leiht sich regelmäßig Beamte aus anderen Inspektionen aus. Dann darfst du dich austoben und Mordkommission spielen. Aber glaub mir: So spannend, wie du glaubst, ist eine Mordermittlung nicht.«

»Kommt drauf an.«

»Auf was?«

»Ich war früher auch Mordermittler. Langeweile hatte ich jedenfalls keine.«

Das hatte er noch keinem in Berlin erzählt. Polizeipräsident Zörgiebel war der Einzige, der die Personalakte Gereon Rath vollständig kannte. Und Zörgiebel hatte seinem alten Duzfreund Engelbert Rath Stillschweigen garantiert. Nicht einmal Kriminalrat Lanke kannte die dienstliche Vergangenheit seines neuen Beamten in allen Einzelheiten. Wolter schaute ihn nur kurz an, zog eine Augenbraue hoch und konzentrierte sich wieder auf den Verkehr.

»Und? Fehlen dir die Leichen?«, fragte er nach einer Weile.

Rath musste schlucken. Ein bleiches Gesicht tauchte in seinen Gedanken auf, ein bleicher Körper, ein blutverkrustetes Einschussloch in der Brust.

Er blickte schweigend aus dem Fenster. Wolter umfuhr die Großbaustelle an der Jannowitzbrücke, die auch sonntags für ein Verkehrschaos gut war, und nahm den Weg vorbei am Märkischen Museum über die Waisenbrücke. Doch auch der Alexanderplatz war eine einzige Baustelle. Schwere Dampfrahmen trieben den U-Bahn-Bau voran und hatten den Platz fast komplett ausgehöhlt. Der Verkehr wurde über dicke Holzbohlen geleitet, Bauzäune bildeten enge Gassen, durch die sich die Fußgänger Massen schoben. Holzbalken stützten die stählerne Stadtbahnbrücke über der Königstraße. Sie waren schon bei Aschinger um die Ecke gebogen, als sie doch noch in die Falle tappten. Der Ford blieb hinter einem gelben BVG-Bus hängen, der den engen provisorischen Fahrweg komplett blockierte. *Berlin raucht Juno*, verriet die Werbung. Wolter fluchte. Ein Junge im Sonntagsstaat stand auf der Außentreppe, die zum Oberdeck führte, und zeigte ihnen eine lange Nase.

Das riesige Backsteingebirge des Polizeipräsidiums war bereits zu sehen. Den Namen *Rote Burg* trug das Gebäude nicht von ungefähr. Der große Eckturm thronte über dem Alexanderplatz wie ein Bergfried. Rath hatte sich erst einmal daran gewöhnen müssen, dass auch die Beamten das Präsidium meinten, wenn sie von der *Burg* sprachen.

»Lass mich hier aussteigen, ich besorg uns was zu essen«, meinte er. »Zu Fuß bin ich schneller in der Burg als du mit dem Auto.«

Er musste nicht lang anstehen. Keine zehn Minuten später betrat er das Präsidium über den Eingang Dircksenstraße. Hier, an der Stadtbahnseite, hatte die Kriminalpolizei ihre Büros. Das regelmäßige Rauschen und Rumpeln der Bahnen, die an seinem Fenster vorbeirollten, trommelte ihm Tag für Tag den Rhythmus. Den Schupo am Eingang grüßte Rath mit den Aschinger-Papiertüten in seiner Rechten. Dreimal Bratwurst mit Senf. In der linken Hand der Topf mit dem Kartoffelsalat. Sie waren Stammkunden.

Bei Aschinger schmeckte es besser als in der Kantine. Sie würden erst einmal in aller Ruhe essen und sich dann auf die Verhöre vorbereiten. Bis sie den ersten Kandidaten aus seiner Zelle holten, würde noch etwas Zeit vergehen. Die Bande sollte schmoren. Sein Magen knurrte, als er die Treppen hochstieg. Außer zwei Tassen Kaffee, einer guten zu Hause und einer schlechten im 220. Revier, hatte er heute noch nichts in den Magen bekommen.

Als er vom Treppenhaus auf den grau getünchten Korridor trat, blieb er einen Moment gedankenverloren vor der gläsernen Flügeltür stehen, auf der in großen weißen Buchstaben MORDINSPEKTION stand. Brunos Worte schoben sich in seine Gedanken: *Gennats Truppe – Lieblinge der Gesellschaft – handverlesen*. In dem langen Gang hinter der Glastür hatte sich gerade eine Bürotür geöffnet. Auch die Mordermittler hatten sonntags zu tun. Eine junge Frau stand in der Tür und rief noch etwas in den Raum, bevor sie sich abwandte und den Gang herunterkam. Rath blickte durch das Glas in ein schmales Gesicht. Ein entschlossen gewölbter Mund, dunkle Augen unter dem schwarzen, modisch kurz geschnittenen Haar. Dunkelrotes Kostüm. Unter dem rechten Arm klemmte eine Aktenmappe. Ihre Schritte klapperten schnell und energisch über den Steinboden des langen Korridors. Als sie einen entgegenkommenden Kollegen grüßte, zauberte ihr das Lächeln ein Grübchen auf die linke Wange.

»Verlauf dich nicht«, schreckte ihn eine Stimme aus dem Tagtraum. Er drehte sich um wie ertappt und blickte in ein lachendes Gesicht. »Du arbeitest immer noch bei uns«, sagte Wolter und klimperte mit dem Autoschlüssel.

Die Glastür öffnete sich. Die Frau schenkte auch den Beamten der Inspektion E im Vorübergehen ihr Lächeln.

»Guten Tag«, sagte sie. Ihre Stimme klang heller, als er erwartet hätte.

Wolter tippte zum Gruß an seinen Hut, Rath hob noch einmal die Papiertüten. Und kam sich im selben Augenblick ziemlich dämlich und unbeholfen vor. Die Frau blickte ihn neugierig, beinahe belustigt an. Er senkte die Hand mit den raschelnden Tüten. Ihr

Lächeln kehrte noch einmal zurück. Für einen kleinen Augenblick nur, und er wusste nicht, ob sie ihn aus- oder anlachte. Und dann ging sie weiter. Das Dunkelrot entfernte sich, verschwand hinter der nächsten Glastür und wurde immer kleiner. Er schaute ihr noch immer nach. Der Onkel lachte und klopfte ihm auf die Schulter.

»Komm, lass uns was essen, bevor die Arbeit beginnt. Du bist ja vollkommen durch den Wind. Wann hast du eigentlich die letzte Frau gehabt?«

»Frag mich was Leichteres«, sagte Rath.

»Kein Wunder, dass du dich bei der Sitte nicht wohlfühlst«, meinte Wolter, »wenn du lebst wie ein Mönch. Ich mach dich beizeiten mal mit ein paar Mädels bekannt.«

»Lass mal.« Nach der Sache mit Doris hatte Rath vorerst die Nase voll von Frauen. Sie hatte ihn fallenlassen wie die berühmte heiße Kartoffel, kaum war das mit der Hetzkampagne losgegangen. Das lag nicht einmal ein halbes Jahr zurück ...

»Na komm!« Wolter ließ nicht locker. »Ich kenn tolle Mädels! In unserem Beruf kommt man rum. Wie gesagt: *Ich will nicht tauschen.*«

»Na, so schlecht scheint es auch in der Mordkommission nicht zu sein.« Er zeigte auf die Glastür, immer noch mit den Aschinger-Tüten in der Hand. »Kannst du mir sagen, wer das gerade war?«

»Noch nie gesehen?« Wolter nahm ihm die drei Tüten ab. »Charlotte Ritter. Stenotypistin bei den Mördern. Und nun komm! Das Essen wird kalt.«

3

Nicht schon wieder! Sie schickten ihn hoch aufs Dach! Die Stimme von Lanke. »Rath, übernehmen Sie das, Sie kennen sich doch aus mit so was. Und fackeln Sie nicht lange.« Hinter Kriminalrat Lanke stand Kriminaldirektor Engelbert Rath,

schweigend, dahinter ein Heer von Uniformierten. Der Blick über dem weißen Schnurrbart des Kriminaldirektors war eisig, prüfend, vorwurfsvoll. Er kannte diesen Blick. Ein Blick, den sein Vater schon aufgesetzt hatte, als der kleine Gereon das erste Mal schlechte Schulnoten mit nach Hause gebracht hatte. Lankes rotes Gesicht dagegen war eine einzige sadistisch grinsende Fratze. »Na los, Rath, machen Sie schon! Wie viele Unschuldige sollen noch sterben, nur weil Sie Ihren Arsch nicht hochkriegen? Wenn Sie denken, Sie müssten sich hier nicht schmutzig machen, dann haben Sie sich geschnitten!«

Rath blickte zu dem Dach hoch, das immer steiler wurde und förmlich zu wachsen schien. Wie sollte er da jemals hinaufkommen? Als er sich wieder umschaute, waren sämtliche Einsatzkräfte verschwunden. Stattdessen standen da Frauen. Mit Kindern.

Und dann fielen die Schüsse. Reihenweise kippten die Frauen um. Kaum war eine Reihe umgemäht, trat die nächste nach vorn. Wortlos, wie Schafe, die zur Schlachtbank trotteten. Die Frauen starben stumm, die Kinder schrien. Immer mehr Kinder. Je mehr Frauen starben, desto mehr Kinder fielen in das Geschrei ein.

»Nein!« Rath hetzte nach oben, seine Höhenangst vergessend. Plötzlich war das Haus von einem Baugerüst umgeben, über Leitern musste er weiterklettern. Und dann sah er den Schützen. Er hatte eine ganze Batterie von Gewehren dort liegen. Seelenruhig lud er sie nach, eins nach dem anderen.

Als Rath die oberste Plattform erreicht hatte, drehte sich der Mann um. Er kannte das Gesicht. Der Schütze zog sein Hemd hoch und zeigte einen bleichen, mageren Brustkorb. Mitten darin klaffte ein Einschussloch. Der Blutstrom war längst versiegt, eine Wunde wie bei den Leichen in der Gerichtsmedizin. Klinisch rein.

»Da! Schau«, sagte der Schütze vorwurfsvoll, fast weinerlich, und zeigte auf das Loch in seiner Brust. »Das sag ich meinem Vater!« Er griff eines der geladenen Gewehre.

Rath zog seine Dienstwaffe.

»Runter mit dem Gewehr!«, rief er, doch der andere legte auf ihn an. Langsam und konzentriert, als stünde er auf dem Schießstand.

»Runter mit dem Gewehr! Ich schieße!«

Der andere ließ sich nicht beirren.

»Du kannst mich nicht erschießen, ich bin schon tot«, sagte er und kniff ein Auge zu. »Schon vergessen?«

Da brannten Rath alle Sicherungen durch. Er konnte nicht anders, er musste schießen. Eine ungeheure Aggression suchte sich ihren Weg und fand seine Schusshand. Immer wieder zog sein Zeigefinger den Abzug durch, doch die Mauser gab nur ein Klacken von sich. Klack, klack, klack, machte es, während der andere seelenruhig zielte und den Zeigefinger krümmte. Langsam, wie in Zeitlupe, zog er den Abzug zurück ...

»Nein!«

Sein eigener Schrei holte ihn aus dem Schlaf. Plötzlich saß er hellwach und aufrecht im Bett. Kalter Schweiß stand ihm auf der Stirn, sein Herz raste. Das Klacken ging auch jetzt noch weiter. Es kam vom Fenster. Da! Schon wieder! Der Wecker auf dem Nachttisch zeigte halb zwei. Rath schälte sich aus dem Bett, warf seinen Hausmantel über und schaute hinaus. Auf dem Gehweg war niemand zu sehen. Die Nürnberger Straße lag menschenleer, durch die Bäume rauschte der Wind. Auf dem Fensterbrett lagen drei, vier kleine Steinchen. Also doch: Jemand hatte versucht, ihn zu wecken. Er öffnete das Fenster und lehnte sich hinaus.

Rath hörte, wie sich die schwere Haustüre öffnete. Dann ein kurzer, spitzer Schrei.

»Huch, was lungern Sie denn hier rum wie'n Schluck Wasser inner Kurve?«, fragte eine Frauenstimme. Dann sah er, wie ein junges Mädchen, vielleicht Anfang zwanzig, auf die Straße und in sein Blickfeld trat. Sie schaute im Gehen über die Schulter und entfernte sich eilig in Richtung Taxistand. Hatte Weinert also wieder Damenbesuch gehabt! Rath musste schmunzeln. Wenn das Elisabeth Behnke wüsste! Die Zimmerwirtin achtete streng darauf, dass ihre Mieter zu später Stunde keine Damen empfangen. Und der findige Weinert hatte beinah jeden Abend eine zu Gast, ohne dass die Behnke ihm bislang auf die Schliche gekommen wäre. Doch auf wen war Weinerts aktuelle Errungenschaft da unten vor der Haustür gestoßen? Wer hatte sie so erschreckt?

Noch während er überlegte, hörte er die schwere Haustür ins Schloss fallen. Kurz darauf zog jemand die Türglocke. Um diese Uhrzeit dröhnte sie so laut wie eine Kirchenglocke. Dann hörte Rath es gegen die Wohnungstür wummern. Wer das auch sein mochte, er sollte nicht so einen Lärm machen! Rath trat aus seinem Zimmer auf den großen Flur. Die Tür, die zu den Räumen seiner Zimmerwirtin führte, war geschlossen. Er hoffte inständig, die Behnke möge weiter den Schlaf der Gerechten schlafen, bis er das Problem hier gelöst hatte. Weinert ließ sich auch nicht blicken. Wahrscheinlich das schlechte Gewissen.

Da polterte es wieder gegen die Tür.

»Kardakow«, rief eine fremde, dunkle Stimme, nur wenig gedämpft durch die geschlossene Tür. »Aleksej Iwanowitsch Kardakow! Atkroj dwer! Eta ja, Boris! Boris Sergejewitsch Karpenko!«

Wer auch immer das sein mochte, es reichte! Der Lärm musste aufhören!

Er riss die Wohnungstür auf und blickte in die verdutzten blau-grünen Augen einer abgerissenen Gestalt. Wirres dunkelblondes Haar hing dem Mann in Strähnen in die Stirn. Hageres Gesicht, unrasiertes Kinn. Eine Alkoholfahne wehte Rath um die Nase.

»Was soll der Radau?«, fragte er den Mann, der ihn mit glasigen Augen anstarrte. Er bekam keine Antwort. »Sie sollten besser nach Hause gehen und sich ins Bett legen, anstatt mitten in der Nacht an irgendwelche Türen zu klopfen.«

Der Mann sagte etwas in einer Sprache, die Rath nicht verstand. Russisch? Polnisch? Er konnte es nicht genau sagen, doch er war sicher, dass der Fremde ihm gerade eine Frage gestellt hatte. Was war los? Fand der Mann nicht mehr nach Hause?

»Wie bitte?«, fragte er. »Sprechen Sie Deutsch?«

Der Fremde wiederholte seine Frage. Rath verstand nur, dass es um jemanden namens Alexej ging. Das war zwecklos, so kamen sie nicht weiter.

»Tut mir Leid, ich kann Ihnen nicht helfen«, sagte er. »Gehen Sie nach Hause! Gute Nacht!«

Kaum hatte er die Tür geschlossen, ging das Poltern wieder los.

»Jetzt reicht's aber«, giftete Rath und riss die Tür wieder auf, »wenn Sie nicht augenblicklich verschwinden, bekommen Sie richtig Ärger!«

Der Mann stieß ihn beiseite und stürmte hinein. Eine Tür in dem geräumigen Flur stand offen, die von Rath's Zimmer. Und genau dort hinein torkelte der Betrunkene. Rath stürzte hinterher. Der Fremde stand mitten im Raum und blickte sich suchend um. Was für ein Idiot! Womöglich glaubt der noch, er wohnt hier! Rath packte den Mann am Kragen. Er hatte gedacht, mit dem Betrunkenen leichtes Spiel zu haben, deswegen überraschte ihn dessen plötzlicher Wutausbruch. Mit einem Schrei drehte sich der Fremde um und drängte ihn gegen die Wand. Ein starker Unterarm drückte gegen Rath's Hals, das Gesicht kam näher, so nah, dass der von Alkohol geprägte Mundgeruch kaum auszuhalten war.

»Gdje Aleksej? Schto s nim?«, presste der Mann hervor und ließ einen weiteren babylonischen Redeschwall folgen. Rath rammt dem Mann das Knie in den Unterleib. Der Fremde klappte zusammen, hatte sich aber schnell wieder aufgerichtet. »Yob twaju mat!«, rief er und stürmte auf Rath los, doch der wich geschickt aus. Der Fremde polterte gegen den riesigen Kleiderschrank und schlug ein Brett aus dessen neugotisch gestalteter Seitenwand.

Jetzt reichte es! Rath packte den Mann am Kragen, drehte ihm einen Arm auf den Rücken und zerrte ihn zurück auf den Flur. Die Wohnungstür stand noch offen, im Treppenhaus brannte kein Licht. Der Betrunkene brüllte unverständliches Zeug und versuchte sich nach Kräften aus dem harten Griff zu befreien. Vergeblich. Rath stellte den Kerl in Position, ließ ihn los und gab ihm einen kräftigen Tritt. Der Mann stolperte hinaus ins Dunkle, man hörte ihn im Treppenhaus gegen die gegenüberliegende Wohnungstür prallen. Rath schlug die Tür zu, verriegelte sie und lehnte sich keuchend dagegen. Endlich! Endlich war dieser Idiot draußen! Im Treppenhaus hörte er noch ein paar immer dumpfer klingende Rufe. Dann schlug unten die Haustür zu, und es war still.

»Ist er weg?«

Überrascht schaute Rath auf. Die Witwe Behnke hatte sich eine gehäkelte Stola über ihr dunkelblaues Nachthemd geworfen und stand in der Tür, die vom Flur ins Speisezimmer und dann weiter in ihre Privaträume führte. Die Zimmerwirtin war Ende dreißig und offensichtlich einsam. Ihr Blick sprach Bände. Und ihre Andeutungen ersetzten ganze Bibliotheken. Sie sah gar nicht mal schlecht aus mit ihrem jugendlich naiv wirkenden Gesicht und den blonden Locken, in denen die wenigen silbernen Haare kaum auffielen, doch er hatte ihren Avancen widerstanden. Etwas mit seiner Zimmerwirtin anfangen? Und dann noch mit einer, die ihm jeden Damenbesuch untersagt hatte? Nein, über so etwas dachte er nicht einmal nach, das kam einfach nicht in Frage. Da konnte sie noch so unauffällige Verführungsversuche starten. Jetzt ließ sie ihn ein Stück ihres üppigen Dekolletés sehen, als sie sich aus der Tür lehnte und auf eine Antwort wartete. Er sagte nichts, er nickte nur. Er keuchte immer noch. Elisabeth Behnke schien die Atemnot ihres Mieters zu gefallen.

»Kommen Sie, Herr Rath. Ich mach uns einen Tee. Mit Rum. Genau das Richtige auf den Schreck.« Sie schüttelte ihren Kopf. »Und ich dachte, das mit diesen Russen hört jetzt endlich auf.«

Die letzten Worte machten ihn neugierig. Er folgte ihr in die Küche. Das war einmal ein großbürgerliches Speisezimmer gewesen, doch seit Elisabeth Behnke untervermieten musste, hatte sie aus der früheren Küche ein Badezimmer für ihre männlichen Mieter machen lassen und die Küchenzeile mit im Speisezimmer untergebracht.

»Meinen Sie damit, dass es in diesem Haus häufiger passiert, dass betrunkene Russen mitten in der Nacht in fremde Wohnungen eindringen und randalieren?«, fragte er, nachdem er sich an den großen Esstisch gesetzt hatte.

Sie schaute ihn an. Achselzucken.

»Jedenfalls hat Ihr Vormieter öfter mal für unruhige Nächte gesorgt, so viel kann ich Ihnen sagen. Da hat es in Ihrem Zimmer manchmal von Russen gewimmelt. Und immer haben sie bis tief in die Nacht gezechet und wurden dann laut.« Sie zündete den Gasherd

an und stellte einen Wasserkessel auf die Kochstelle. »Manchmal könnte man glauben, es gibt mehr Russen als Deutsche in dieser Stadt.«

»Manchmal habe ich den Eindruck, es gibt sowieso viel zu viele Menschen in dieser Stadt«, sagte er.

»Kurz nach dem Krieg, da kamen sie«, fuhr sie fort, »alle, die die Bolschewisten aus dem Land getrieben haben. Damals konnten Sie in den Straßen von Charlottenburg mehr Russisch hören als Deutsch.«

»Das kann man in manchen Bars am Tauentzien auch heute noch.«

»Das mag sein, aber solche Etablissements besuche ich nicht. Gott sei Dank. Sie Ärmster haben ja beruflich dauernd mit diesem Sündenpfehl zu tun.« Sie hantierte geräuschvoll mit der Teekanne, als müsse sie gegen den Sündenpfehl anklirren, und stellte zwei Tassen auf den Tisch. »Ach ja«, fuhr sie fort. »Dabei hatte Herr Kardakow einen solch gepflegten Eindruck gemacht, als er vor drei Jahren hier eingezogen ist.«

»Wer?«

»Ihr Vormieter. Herr Kardakow war Schriftsteller, müssen Sie wissen.« Der Kessel begann zu pfeifen. Sie goss heißes Wasser in die Kanne. »Ein ruhiger Mieter, dachte ich. Was für ein Irrtum! Immer wieder gab es diese nächtlichen Exzesse.«

»Und mir haben Sie Damenbesuch untersagt.«

»Na, erlauben Sie! Ich spreche doch nicht von Damenbesuch! Herr Kardakow hatte immer nur Herren zu Gast. Die redeten und redeten und tranken und tranken. Man hätte meinen können, dass sie mit Reden und Trinken ihr Geld verdienen.«

»Und mit was verdienten sie ihr Geld?« Rath war neugierig geworden.

»Ach, fragen Sie mich nicht! Ich will es, ehrlich gesagt, auch gar nicht wissen. Seine Miete hat Herr Kardakow aber immer pünktlich bezahlt. Obwohl ich nicht weiß, ob er je ein Buch veröffentlicht hat. Jedenfalls hat er mir nie eins gezeigt.« Sie klang fast ein wenig gekränkt. Rath konnte sich vorstellen, dass auch sein Vor-

mieter sich gegen die Annäherungsversuche seiner Zimmerwirtin hatte zur Wehr setzen müssen.

»Ich nehme an, der Besuch von vorhin geht auch noch auf die Rechnung meines Vormieters?«

»Davon können Sie ausgehen!« Elisabeth Behnke schenkte sich und ihrem jüngsten Mieter Tee ein.

»Ich glaube, der Mann hieß Boris. Sagt Ihnen das was?«

»Keine Ahnung. Hier gingen so viele Russen ein und aus.«

»Der liebe Boris hat den Kleiderschrank demoliert. Vielleicht kann sich Herr Kardakow freundlicherweise um die Reparatur kümmern.« *Oder mir am besten gleich einen neuen Schrank kaufen*, dachte Rath. Das dunkle Monstrum in seinem Zimmer erinnerte eher an einen Beichtstuhl als an einen Schrank.

»Herr Kardakow?« Sie holte eine halbvolle Flasche Rum aus dem Wandschrank und goss ein. Großzügig. »Wenn ich den jemals wiedersehe. Hals über Kopf ist er letzten Monat ausgezogen. Seitdem habe ich ihn nicht mehr gesehen. Obwohl er mir noch eine Monatsmiete schuldet und der ganze Keller vollsteht mit seinem Gerümpel. Mehrfach habe ich ihm schon an seine neue Adresse geschrieben. Meinen Sie, er hätte geantwortet?«

»Wie heißt er eigentlich mit Vornamen?«

Sie schaute ihn an, und ihre Augen leuchteten hoffnungsfroh auf. »Meinen Sie, Sie können da was machen? Alexej heißt er. Alexej Iwanowitsch Kardakow.«

Rath nickte. Das war der Name, den Boris genannt hatte.

»Vielleicht hat er ja mehr Respekt, wenn er etwas von der Polizei hört«, meinte sie und reichte ihm seine Tasse. »Trinken Sie. Das tut gut nach so einem Schreck. Obwohl Sie so etwas ja bestimmt gewohnt sind als Polizist.«

Er wusste nicht genau, was sie damit sagen wollte: War er den Schrecken gewohnt oder den Alkohol? Wahrscheinlich meint sie beides, dachte er und trank.

Puhh, seine Vermieterin hatte mit Rum nicht gegeizt! Einen Moment argwöhnte er, sie wolle ihn betrunken machen, doch dann sah er, wie sie selbst ihre Tasse mit einem Zug hinunterkippte.

»Noch einen?«

Er trank seine Tasse aus und nickte. Irgendwie hatte er das Gefühl, eine kleine alkoholische Betäubung gebrauchen zu können. Weniger wegen des seltsamen Fremden als wegen des Traums, der ihm immer noch in den Knochen saß. Mit ein wenig Rum im Blut würde er ruhiger schlafen.

»Lassen Sie den Tee weg«, sagte er und reichte ihr seine Tasse.

Als er am nächsten Morgen erwachte, zeigte der Wecker Viertel vor neun. Rath setzte sich ruckartig auf und hielt sich den Kopf, in dem es nach der unerwarteten Anstrengung heftig pochte. Was hatte er bloß getrunken? Und vor allem: wie viel? Wenigstens lag er in seinem Bett. Nackt. Mit verklebten Augen schaute er sich um. Auf dem Plattenspieler drehte eine Platte sinnlose Pirouetten und ließ den Lautsprecher leise kratzen. Rath tastete nach dem Telefon auf dem Nachttisch und hätte sich fast in den Kabeln verheddert. Wolters Durchwahl konnte er im Schlaf runterbeten. Der Onkel nahm ab, und Rath murmelte eine Entschuldigung in die Sprechmuschel. Am anderen Ende der Leitung hörte er ein Lachen.

»Du hörst dich nicht gerade gesund an, alter Junge. Wohl ein wenig über die Stränge geschlagen!«

»Seit einer Woche die erste Nacht, die ich nicht in der Hermannstraße verbringen musste.«

Sechs Nächte hatte Rath in der muffigen Neuköllner Wohnung verbracht und das Kommen und Gehen im Atelier König beobachtet, die Schicht, die sonst keiner übernehmen wollte.

»Stimmt. Du hast dir einen freien Tag verdient.«

Wolter schlug ihm vor, die Überstunden abzufeiern, die er in der Observationswoche angehäuft hatte. »Ausgeruht bist du mir lieber«, sagte er. »Bleib heute zu Hause.«

Rath hatte nichts dagegen. Er legte auf und wollte sich umdrehen und weiterschlafen, doch etwas Warmes, das er plötzlich unter der Bettdecke ertastete, ließ ihn aufschrecken.

Ein Arm!

Was war gestern passiert? Hatte er eine Frau mitgenommen? Er

strenge seinen schmerzenden Kopf an, doch er konnte sich beim besten Willen nicht erinnern. Der Traum fiel ihm wieder ein und der fremde Russe, der ihm den Schrank zerdeppert hatte. Und dann hatte er mit seiner Zimmerwirtin Tee getrunken ... und Rum ... und Brüderschaft ...

Oh nein!

Rath zog die Bettdecke zurück. Langsam, mit dem Schlimmsten rechnend. Zu dem Arm gehörten blonde Locken, in denen ein leichter Silberglanz spielte. Kein Traum.

Elisabeth Behnke lag in seinem Bett!

Wie hatte das passieren können? Das Letzte, an das er sich jetzt erinnern konnte, war der Moment, in dem sie ihm das Du angeboten hatte, nachdem sie die Rumflasche geleert hatten und bei Danziger Goldwasser angelangt waren. Sie hatten sich geküsst, das wusste er noch. Wie es eben so Sitte war beim Brüderschafttrinken. Aber wie lange? Und wie? Und danach? Fragen, die er allesamt nicht beantworten konnte. Die einzige Antwort war seine Zimmerwirtin, die neben ihm im Bett lag und gerade ihren üppigen Körper in den Morgen reckte. Sie blinzelte kurz in den Tag, dann war auch sie hellwach. Sie zog sich die Decke über den Busen.

»Guten Morgen«, sagte er und vermied es, dabei sarkastisch zu klingen. So gut es eben ging.

»Guten Morgen.« Ihre Antwort kam leise, fast schüchtern. Na, wenigstens ist es auch ihr unangenehm, dachte er.

»Mein Gott!« Ihr Blick war auf den Wecker gefallen, der neun Uhr anzeigte. »So spät schon! Ich hätte längst Frühstück machen sollen! Weinert wird sich bestimmt beschweren!«

Sie machte Anstalten aufzustehen, dabei die Bettdecke als Kleidungsersatz nutzend, bis sie merkte, dass sie auf diese Weise Rath's Männlichkeit freilegte. So verharrte sie zwischen Aufstehen und Wiederhinsetzen, als es an die Zimmertür klopfte. Schnell war Elisabeth Behnke wieder im Bett ihres Mieters und komplett unter der Bettdecke verschwunden.

»Um Gottes willen! Das ist Weinert!«, hörte er ihr gedämpftes Flüstern.

Langsam öffnete sich die Tür, obwohl Rath weder »Herein« gerufen noch sonst ein Wort gesagt hatte. Und tatsächlich steckte Berthold Weinert seinen neugierigen Kopf ins Zimmer.

»Guten Morgen, Langschläfer«, sagte er und zwinkerte Rath wissend zu, »kannst du mir vielleicht ein paar Mark leihen? Die Behnke hat sich heute Morgen noch nicht sehen lassen, sonst hätt' ich die angepumpt. Scheint krank zu sein, hat noch nicht mal Frühstück gemacht. Aber ich muss jetzt in die Redaktion, und da kann ich nicht ...«

»Bedien dich.«

Rath deutete auf sein Jackett, das ordentlich über dem Herrendiener hing. Anders als sein Hausmantel, der mit dem Pyjama ein wirres Knäuel auf dem Boden bildete – auf halbem Weg zwischen Tür und Bett. Rath hoffte inständig, dass Weinert das nachtblaue Nachthemd der Zimmerwirtin nicht entdeckte, das auf der anderen Seite des Bettes lag.

»Ist dein Mädchen weg?«, fragte der Journalist, während er die Innentasche nach der Geldbörse durchsuchte, und zwinkerte ihm noch einmal zu. Die Verschwörermiene ging Rath langsam auf die Nerven. »Lass dich bloß nicht erwischen! Die Behnke passt auf wie ein Schießhund. Ich schick meine immer am Abend nach Hause. Sicher ist sicher. Aber bei euch hat das ja bis tief in die Nacht gedauert! Und dann noch Musik hören! Wo die Behnke doch tagsüber schon über dein Negergedudel schimpft!« Er blickte sich um, als könne Elisabeth Behnke jeden Augenblick durch die Tür kommen, und fuhr dann im Flüsterton fort: »Vor allem solltest du deinem Mädchen sagen, dass es beim nächsten Mal ein bisschen leiser ist. Die hat ja vielleicht gekichert! Und nicht nur das ...« Er fischte einen Zehnmarkschein aus der Geldbörse. »Nicht, dass mir das nicht gefallen hätte, aber lass so etwas bloß niemals die Behnke hören!« Mit einem letzten Zwinkern verließ er das Zimmer.

Die Behnke war rot geworden, wie Rath feststellte, als er die Decke fortzog.

»Mein Gott, hoffentlich hat dieses Klatschmaul keine Lunte gerochen«, sagte sie.

»Hat sich nicht so angehört«, meinte Rath. »Haben Sie wirklich so viel gekichert letzte Nacht?«

»Haben wir nicht Brüderschaft getrunken?« Sie klang fast ein wenig beleidigt.

»Genau damit haben wir es wohl etwas übertrieben.«

»Wir sind erwachsene Menschen, Herr Rath! Ich meine: Ge-reon«, sagte sie und klang wieder so energisch, wie er sie als Zimmerwirtin kannte. »Mir ist es genauso recht wie dir, wenn die vergangene Nacht unser Geheimnis bleibt. Aber geschehen ist geschehen. Da müssen wir nicht plötzlich wieder so tun, als kennten wir uns nicht.«

»Entschuldige«, sagte er. Ihr Temperamentsausbruch gefiel ihm. Er merkte, wie es ihn erregte, und zog die Decke fester.

Sie stand auf. Inzwischen konnte sie offensichtlich damit leben, dass er sie nackt sah, sie tat nichts, um ihre Blöße zu verdecken. Ihre üppigen Rundungen verstärkten seine Erregung, auch als sie schon unter dem Nachthemd verschwunden waren. Er drehte sich auf die andere Seite.

»Ich mach Frühstück«, sagte sie und verließ das Zimmer. Gott sei Dank.

Er lag noch eine Weile im Bett und dachte nach. Elisabeth Behnke war fast zehn Jahre älter als er. Ihr Mann war 1917 an der Aisne gefallen. Rath musste an die Frauen in der Garnisonsstadt denken. Damals im Sommer 1918, nach der Grundausbildung, als sie auf den Einsatzbefehl an die Front warteten, als sie fühlten, dass möglicherweise die letzten Tage ihres jungen Lebens angebrochen waren. Frisches Kanonenfutter, das an die Front geworfen werden sollte. Er erinnerte sich an den Rausch von damals. Lebenslust, die sich aus Todesfurcht speiste. Schwitzende Körper, die sich in den Betten wälzten, beinah verzweifelt. Die Frauen waren allesamt älter gewesen. Zehn Jahre und mehr. Und fast alle trugen Eheringe. Ihre Männer kämpften noch an der Front oder waren gefallen.

Rath war gerade achtzehn geworden, als die Preußen ihn noch zogen. Der Stellungsbefehl war ihm vorgekommen wie ein Todesurteil. Er hatte an Anno denken müssen, er wusste ja nicht, dass

es das letzte Kriegsjahr war, er konnte nur beten, dass der Wahnsinn bald endete. Seine Mutter hatte geweint, als ihr Jüngster in Uniform am Bahnhof stand und Abschied nahm. Sie wollte nicht noch einen Sohn verlieren. Der älteste war in den ersten Kriegstagen gefallen. Anno, der Unfehlbare, das ewige Vorbild. Doch in einem wollte ihm sein kleiner Bruder nicht nacheifern: Gereon wollte den Krieg überleben!

Mit diesem Willen und wenig Hoffnung war er in der Garnison angekommen. Das verzweifelte Warten. Sie hatten sich gefühlt wie Häftlinge in der Todeszelle. Und dann war der Krieg mit einem Mal vorbei. Bevor der Marschbefehl kam, bevor er auch nur einen einzigen Schuss auf den Feind hatte abgeben müssen. Die Nachricht von der Meuterei in Kiel hatte sich schnell zu ihnen herumgesprochen. Soldatenräte wurden gebildet. Als ihm klar wurde, dass ihn niemand als Deserteur festnehmen würde, hatte er die Uniform einfach ausgezogen und war nach Hause gefahren. Zurück nach Köln. Andere Kameraden hatten das Kriegsspielen fortgesetzt und waren in Freikorps durch die Lande gezogen, hatten gegen Kommunisten gekämpft und gegen die Revolution. Der Gefreite Gereon Rath aber hatte auf seinen Vater gehört und war Polizist geworden. Sie hatten ihm wieder eine Waffe gegeben. Und den Schreibtisch, an dem Anno Rath vor dem Krieg gesessen hatte.

Er verscheuchte die Erinnerungen und blickte aus dem Fenster. Draußen schien die Sonne, es sah nach dem ersten Frühlingstag aus, der diesen Namen verdiente. Rath versuchte, wieder klare Gedanken in seinen verkaternten Kopf zu bekommen. Mit einem Ruck stand er auf und ging ins Bad. Er brauchte dringend eine Dusche.

Erst die frische Luft hatte seinen Kater restlos verscheuchen können. Rath atmete tief durch und kramte den Zettel hervor, den ihm die Behnke geschrieben hatte. Luisenufer. Die neue Adresse von Alexej Iwanowitsch Kardakow lag in Kreuzberg. Der Straßenna- me hatte den Wandel der Zeiten überdauert. Vor wenigen Jahren noch floss hier der Luisenstädtische Kanal zwischen Urbanhafen und Spree, nun spielten Kinder in der riesigen Sandfläche, die die

Stadt über einem zugeschütteten Hafenbecken angelegt hatte. Ihr Lachen und Schreien erfüllten die klare Luft. Nach dem endlos langen Winter schien der Frühling endlich kommen zu wollen. Den Berliner Winter hatte Rath gehasst, seit er an einem viel zu kalten Märztag am Potsdamer Bahnhof aus dem Fernzug gestiegen war und ihn der Potsdamer Platz mit Schneegeköber und Verkehrschaos empfangen hatte. Die Kälte hatte sich bis in den April hinein in den Straßen festgesetzt. Nun nahm die Stadt freundlichere Züge an. Endlich. Den kurzen Fußmarsch vom Hochbahnhof Kottbusser Tor hatte Rath geradezu genossen.

Sein Blick wanderte die Hausfassaden entlang. Eine Kneipe, ein Friseursalon, eine Milchwirtschaft. Wegen der Hausnummer musste er noch einmal auf den Zettel schauen.

Das Frühstück mit Elisabeth Behnke war weniger schlimm ausgefallen als befürchtet. Sie hatten sich nur über den randalierenden Russen unterhalten und alles, was danach passiert war, passiert sein konnte oder hätte passieren können, mit keiner Silbe mehr gestreift. Er hatte ihr versprochen, Kardakow zur Rede zu stellen. Wegen der noch ausstehenden letzten Monatsmiete, wegen des Gerümpels im Keller und wegen des kaputten Schrankes. Und weil er einen Grund suchte, auf die Straße zu gehen an seinem freien Tag.

Das Haus direkt neben der Milchwirtschaft war das richtige. Über die Hochbahn am Wassertorplatz ratterte ein Zug, als Rath in den Hauseingang trat. Er las die Namen auf dem stillen Portier, auch die der Mieter in den Hinterhäusern, doch er konnte die Namen Kardakow nirgends finden, nicht einmal einen, der auch nur annähernd russisch klang. Er schaute auf seinen Zettel. Die Anschrift stimmte. Die Hausnummer auch.

Rath überprüfte die Namenstafeln der beiden Nachbarhäuser, doch auch hier: kein Russe. Sollte der Mann untergetaucht sein, um seine Miete nicht bezahlen zu müssen? Vielleicht hatte der Hauswart das Namensschild einfach noch nicht ausgetauscht. Rath ging zurück zum ersten Haus. Die Haustür öffnete sich, als er sie gerade erreicht hatte. Er schaute in ein ebenso überraschtes wie misstrauisches Gesicht.

»Suchen Sie irjendwen?« Der Mann war klein und schwächting. Sein Hut wirkte auf dem hageren Gesicht viel zu groß. Ebenso der gewaltige Schnauzbart. An seinem Revers steckte ein kleiner Stahlhelm.

»Kann man wohl sagen.« Rath zückte den Zettel und las vor.
»Alexej Iwanowitsch Kardakow.«

»Nie jehört. Soll der hier wohnen?«

»Er hat zumindest diese Adresse hinterlassen.«

»Det muss bei einem Russen ja nix heißen.«

»Aber Sie wohnen in diesem Haus?«

»Det muss ick Ihnen ja wohl nich sagen.«

»Vielleicht doch: Kriminalpolizei!« Rath wedelte mit seinem Dienstausweis. Er hatte beschlossen, auch an seinem freien Tag die Autorität des Amtes zu nutzen.

»Schon jut, schon jut!« Der Mann hob beschwichtigend die Hände. »Was wollen Sie denn wissen?«

»Ist Ihnen in den vergangenen Wochen etwas aufgefallen? Ist jemand Neues hier eingezogen?«

»Nicht dass ick wüsste.«

»Vielleicht unter einem anderen Namen.«

»Nee, beim besten Willen nicht. Wat soller denn ausjefressen haben?«

»Reine Routinebefragung.« Rath bedauerte es inzwischen, seine Dienstmarke gezeigt zu haben. Genau genommen war das illegal. Er musste diesen penetranten Zeitgenossen, der ihm offensichtlich nicht weiterhelfen konnte, loswerden, bevor der noch neugieriger wurde. »Vielen Dank für Ihre Hilfe.«

»Keene Ursache. Immer zu Diensten.«

Rath hatte sich bereits umgedreht, da rief ihm der Fremde hinterher.

»Einen Moment, Wachtmeister!«

Rath blieb stehen.

»Vielleicht sind Sie ja wejen dem Radau hier.«

»Wegen des Radaus?«

»Na, mitten in der Nacht hat hier einer vor die Türen jebollert

wie so'n Bekloppter, dass keen Mensch nich schlafen konnte. Und danach haben sich zwei jestritten. Aber in einer Lautstärke, sag ick Ihnen! Ick dachte schon, die bringen sich jejenseitig um!«

»Und?«

»Na, det waren Russen. Hundertprozentig. Vielleicht war ja der dabei, den Sie suchen. Aber wohnen tut der hier nich. Bestimmt nich. Hier wohnen nur anständigje Leute.«

Rath tippte an seinen Hut.

»Vielen Dank.«

Seltsam, dachte er, während er über die Skalitzer Straße zurück zum Kottbusser Tor ging. Er schien nicht der Einzige zu sein, dessen Schlaf in der vergangenen Nacht von einem Russen gestört worden war.

4

Der neue Monat fing gut an. Rath saß an seinem Schreibtisch, in der einen Hand eine Tasse Kaffee, in der anderen eine brennende Zigarette. Vor ihm lagen die Fotos. Wilhelm zwo war auf den Abzügen als Einziger noch mit einem Fragezeichen markiert. Ein kleines Geheimnis, das er mit Wolter teilte. Ansonsten hatten sie alle, die hier abgelichtet waren, identifiziert, auch die Darsteller, die ihnen bei der Razzia nicht ins Netz gegangen waren. Nachdem er den Alten Fritz im Vernehmungsraum weichgekocht hatte, hatte Rath dem Onkel die Liste mit den Namen gestern auf den Tisch gelegt. Wolter hatte ein zufriedenes Gesicht gemacht. Der erste Durchbruch in ihren Ermittlungen.

Zum ersten Mal, seit er in Berlin war, fühlte Rath sich wieder halbwegs im Reinen mit sich und der Welt. Sein Blick wanderte aus dem Fenster über die Stadtbahngleise auf die dunkle Mauer des Gerichtsgebäudes. Ein Zug ratterte vorbei.

Der freie Tag hatte ihm gutgetan, auch wenn er ihn mit sinn-

losen Nachforschungen verplempert hatte. Wenigstens hatte er Elisabeth Behnke aus dem Weg gehen können. Sie hatte ihm ein Essen zubereitet, als er ihr am Abend von seinen ergebnislosen Recherchen berichtet hatte, und eine Flasche Wein geöffnet. Diesmal hatte er nicht zu viel getrunken und ihr einen Gutenachtkuss auf die Wange gedrückt, der alles offen ließ und nichts versprach.

Und dann war er gestern Morgen zum ersten Mal seit Wochen ausgeruht und frisch zum Dienst erschienen.

Wolter hatte auf Ergebnisse gedrängt, weil die Zeit knapp wurde. »Wir müssen uns beeilen mit den Verhören«, hatte er ihnen eingeschärft. »Die IA braucht morgen jede Menge Platz im Zellentrakt, am ersten Mai werden unsere Freunde nach Moabit verlegt, bis dahin sollten wir endlich etwas Verwertbares aus ihnen herausbekommen haben.«

Und das hatten sie geschafft.

Die Abteilung IA, die Politische Polizei, leitete die Mai-Einsätze. Und die Politischen rechneten offensichtlich mit vielen Verhaftungen. Die Kommunisten wollten das Demonstrationsverbot mit allen Mitteln durchbrechen, seit Tagen schon hatte ihre Presse agitiert. Und Polizeipräsident Zörgiebel hatte mit einem Aufruf geantwortet, den fast alle Berliner Blätter abdruckten: *So soll nach dem Willen der Kommunisten in den Straßen Berlins Blut fließen*, hatte er geschrieben und das Demonstrationsverbot diese Woche noch einmal bekräftigt. *Ich bin entschlossen, die Staatsautorität in Berlin mit allen mir zur Verfügung stehenden Mitteln durchzusetzen*. Welche Mittel das sein würden, war klar. In den Kasernen der Schutzpolizei herrschte Bürgerkriegsstimmung. Der Rotfrontkämpferbund hatte Waffen, und viele befürchteten, dass er sie auch einsetzen würde.

Ermittlungen der Inspektion E waren da weniger wichtig. Wenn Kommunisten die Zellen am Alex füllen sollten, dann mussten die Pornographen raus. Wolter war sogar gebeten worden, eventuelle weitere Verhaftungen nicht vor dem Wochenende vorzunehmen. Das trübte Rath's Erfolgserlebnis ein wenig. Trotz des Durchbruchs konnten sie die Sache nicht weiter vorantreiben und waren gezwungen, Däumchen zu drehen. Egal. Er hatte seinen Kollegen

zeigen können, was er so draufhatte. Kriminalkommissar Gereon Rath, der Bulle aus der Provinz. Bruno hatte gestaunt. Und Frischling Stephan Jänicke sowieso.

Irgendwo gab es immer eine Schwachstelle, diese Erfahrung hatte Rath schon in Köln gemacht, irgendein Stein in der Mauer des Schweigens saß immer locker. Und wenn man den gefunden hatte, dann wackelte auch der Rest. In diesem Fall war der Alte Fritz der wacklige Stein. Der alte Mann mit der Habichtsnase hatte plötzlich gesungen, als Rath ihm gedroht hatte, seine Frau vorzuladen. Es war reiner Bluff gewesen. Rath wusste nicht, ob der alte Mann verheiratet war, er kannte nicht einmal seinen Namen. Der Einzige, dessen Identität sie in den vergangenen Tagen zweifelsfrei hatten feststellen können, war Johann König. Und der hatte seit seinen Protesten im Atelier keinen Ton mehr gesagt. Genau wie die übrige Bande. Sie schienen sich in der Grünen Minna abgesprochen zu haben. Jänicke hatte gepennt.

Rath hatte einiges versucht, aber erst mit der Ehefrau-Drohung hatte er Friedrich den Großen kleinbekriegt. Obwohl er keinen Ehering trug, hatte er dem Alten den ehrbaren Familienvater förmlich angesehen. Und einen Volltreffer gelandet. Der Mann war heulend zusammengebrochen. Und dann waren die Namen nur so aus ihm herausgesprudelt. Die Stenotypistin musste nur noch mitschreiben.

Es klopfte an die Tür. Rath riss die oberste Schublade auf und fegte die Fotos vom Schreibtisch. Niemand brauchte das zu sehen. Ihm war das Beweismaterial, das bei der Sitte zum Alltag gehörte, immer noch peinlich. Dabei gab es Kollegen in der Inspektion E, die sich einen Spaß daraus machten, ihre Fotosammlungen immer dann auf den Schreibtischen auszulegen, wenn ein weibliches Mitglied der Kriminalpolizei ihr Büro betrat. Ganz gleich, ob die Frauen rot wurden oder einen frechen Spruch losließen, das Gelächter der Männer war ihnen so oder so sicher. Eines der vielen Dinge, die Rath an der Sitte hasste.

»Herein«, rief er.

Die Tür öffnete sich. Falscher Alarm. Es war Wolter.

»Warum so förmlich?«, fragte Rath. »Seit wann klopfst du an?«

Der Onkel grinste. »Hast du Damenbesuch erwartet, oder warum ist dein Schreibtisch so leer?«

»Muss ja nicht jeder unser Beweismaterial sehen.«

»Und Stenotypistinnen von der Inspektion A schon gar nicht, was?« Wolter lachte. »Na komm! Nicht so saueröpfisch! Heute hast du allen Grund zu singen und zu jublieren.«

»Warum?«

»Weil der Kalender Mittwoch, den ersten Mai anzeigt und du kein Schupo bist! Die machen heute die Drecksarbeit und kämpfen gegen die Kommunisten. Während wir hier in der warmen Stube sitzen.«

»Ich weiß schon, warum ich nie zu den Blauen wollte.«

»Freu dich nicht zu früh, vielleicht muss die Kripo auch noch auf die Straße.«

Der gesamte Berliner Polizeiapparat befand sich seit sieben Uhr morgens in höchster Alarmbereitschaft, alle Beamte waren im Dienst, Schutzpolizei wie Kriminalpolizei, gut sechzehntausend Mann, selbst von den Lehrgängen hatte man Polizisten geholt. Die berittene Polizei hatte sämtliche Parkanlagen gesperrt, um Ansammlungen dort unmöglich zu machen. In den BVG-Betriebshöfen zeigte die Polizei Präsenz, um einen Streik zu verhindern, mit dem die Kommunisten die Stadt lahmlegen wollten. Und an allen bekannten Aufmarschplätzen in den Arbeitervierteln hatte die Schutzpolizei starke Kräfte zusammengezogen.

»Die Roten machen jedenfalls Ernst«, meinte Wolter. »Auf dem Alex geht's schon los. Hat Schultes vorhin in der Kantine erzählt. Sein Büro ist ein Logenplatz, beide Fenster gehen zum Platz raus. Sollen wir uns das Schauspiel ansehen?«

Sie waren nicht die einzigen Beamten, die es ins Büro des Kollegen Schultes gezogen hatte. Vor den beiden Fenstern war kaum noch ein Platz zu bekommen. Der Frischling war auch schon da.

»Zu Aschinger würde ich an eurer Stelle heute nicht gehen«, begrüßte Jänicke seine Kollegen und zeigte aus dem Fenster.

Im Baustellenchaos auf dem Alexanderplatz hatte sich eine

große Menschenmenge versammelt. Vor dem Warenhaus Tietz standen sie dicht gedrängt, und das sicher nicht wegen der Sonderangebote. Mehrere tausend Menschen. Eine Schalmeienkapelle in Marschordnung bog gerade von der Alexanderstraße auf den Platz, dahinter folgten die grauen Uniformen des Rotfrontkämpferbundes. Vereinzelt ragten Transparente aus der Menschenmenge. Rath erkannte die drei Konterfeis, die auch die Fassade der KPD-Zentrale am nah gelegenen Bülowplatz schmückten: Lenin, Liebknecht, Luxemburg. Die heiligen drei L. Seit er in Berlin war, hatte er sich über die Dreistigkeit der Kommunisten geärgert. Wie sie ihre Parteizentrale mit den Porträts von Staatsfeinden und ihren Parolen schmückten. *Es lebe die Welt-Revolution*, so stand es in großen Lettern an der Fassade. Eine einzige Provokation. Und nun trugen die da unten solche Parolen sogar direkt vors Polizeipräsidium. *Nieder mit dem Demonstrationsverbot* stand auf anderen Transparenten. *Straße frei am 1. Mai!* Auf ein riesiges rotes Tuch hatten sie geschrieben: *Es lebe die Sowjetunion, erkämpft euch Sowjet-Deutschland!* Links prangte ein Sowjet-Stern, rechts Hammer und Sichel. Und dazwischen immer wieder rote Fahnen, die über den Köpfen der Demonstranten flatterten. Sogar auf eine der Dampfrahmen am Alex hatte ein U-Bahn-Bauarbeiter eine rote Fahne gepflanzt. Auch hier oben in den Büros der Burg hörte man die Menge skandieren: »Nieder mit dem Demonstrationen-verbot!«

Das Grau und Braun der Arbeitermützen waren umzingelt vom Schwarz der Tschakos und dem Blau der Uniformen. Aus der Königstraße kam gerade ein weiterer Lastwagen, von dem ein Trupp Uniformierter absprang, die Kinnriemen festgezurr. Die Schupos auf dem Platz bildeten zusammen mit der Verstärkung eine Kette und zückten die Gummiknüppel. Dann stürmte die blaue Reihe nach vorn. Die Sprechchöre kamen zuerst aus dem Takt und verstummten dann ganz, ein Raunen ging durch die Menge. Gummiknüppel sausten nieder. Die Demonstranten in der ersten Reihe duckten sich unter den Schlägen, einige stürzten. Ein paar wurden von den Schupos herausgezerrt und in eine Grüne Minna verfrach-

tet, darunter auch ein Mann mit einer roten Sturmflagge. Doch die Menge ließ sich nicht lange beeindrucken. Ein kurzes Zurückweichen, dann drängte sie wieder vor. Ein Transparentholz schlug einem Schupo den Tschako vom Kopf. Erste Steine flogen. Die Menge begann wieder zu rufen. »Nieder mit dem Demonstrationsverbot!«

»Haben wir da unten auch Feuerwehraufgaben übernommen?«, fragte Rath. An der Straßenbahnhaltestelle vor dem UFA-Kino hatten sich zwei Schupos an einem Hydranten zu schaffen gemacht und schlossen einen Feuerwehrschauch an.

»Neue Taktik«, erwiderte Wolter. »Wasser statt Knüppel. Pass auf, gleich werden die Demonstranten nass gemacht.«

Er sollte Recht behalten. Kaum hatten die beiden Beamten den Schlauch angeschlossen, hieß es: Wasser marsch! Der Polizist am Strahlrohr hielt mitten in die Menge, die überrascht auseinanderstob. Einige wurden von der Kraft des Wasserstrahls umgestoßen und kugelten über den nassen Asphalt.

»Schöne Arbeit: Kommunisten begießen«, meinte Wolter, »das wär noch was für mich.«

Er erntete ein paar Lacher.

»Und für so was setzt unser Polizeipräsident den ganzen Apparat in Alarmbereitschaft«, sagte Schultes, ihr Gastgeber, und schüttelte verständnislos den Kopf. »Das nenn ich Sozi-Hysterie. Heute Nachmittag sitzen die Herren Kommunisten wieder bei Muttern am Ofen und trocknen ihre nassen Sachen. Genug Revolution gespielt. Alle hatten ihren Spaß, und Berlin hat wieder Ruhe.«

»Da bin ich mir nicht so sicher«, meinte Wolter. »Die Rotfrontkämpfer bekommen Waffen aus Moskau. Und sie werden an denen auch ausgebildet. Wenn die heute zuschlagen, dann ist das kein Revolutionsspiel mehr, dann ist das Ernst.«

»Bislang haben wir die Roten immer noch kleingekriegt, oder?«, meinte Schultes. »Vor zehn Jahren wollten die auch schon Revolution machen. Und was ist daraus geworden? Nein, das sind Maulhelden, wenn's ernst wird, kneifen die den Schwanz ein.«

»Wollen wir's hoffen«, meinte Wolter und machte ein besorg-

tes Gesicht. »Solchem Gesindel darf man jedenfalls nicht widerstandslos die Straße überlassen.«

»Mag sein, Kollege«, erwiderte Schultes. »Aber die Völkischen mit ihren Braunhemden sind auch nicht viel besser. Die können nur besser marschieren.«

»Und schießen nicht auf Polizisten.«

Schultes fixierte den Onkel mit festem Blick. »Recht und Ordnung sollten in jedem Fall aufrechterhalten bleiben«, sagte er schließlich, »da haben Sie Recht, Herr Kollege.«

»Aber das ist Aufgabe der Schutzpolizei, nicht der Kriminalpolizei«, meinte Rath, »ich jedenfalls bin froh, dass wir mit Politik nichts zu tun haben, sondern nur mit Verbrechen.«

»Politiker, Verbrecher – wer sagt Ihnen, dass das nicht das Gleiche ist?«, meinte Schultes.

Alle lachten. Rath schaute nachdenklich aus dem Fenster. Vor zehn Jahren, nach dem Krieg, auch da war es drunter und drüber gegangen auf Deutschlands Straßen. Seitdem hatte er so etwas nicht mehr gesehen. Die Kollegen unten auf dem Platz gingen beherzt zur Sache. Nicht nur mit Feuerwehrschräuchen. Er hätte in diesem Moment jedenfalls nicht in Zivil auf dem Alex stehen wollen.

5

Das Auto hing am Haken des Bergungskrans wie ein zu groß geratener Fisch. Durch die Türritzen floss schmutzigbraunes Wasser zurück in den Landwehrkanal. Der Scheinwerfer des Kranwagens ließ das helle Auto in der dunklen Nacht gespenstisch leuchten. Die letzte U-Bahn rollte aus dem Bahnhof Möckernbrücke. Oberkommissar Wilhelm Böhm schälte sich missmutig aus dem großen schwarzen Mercedes, der gerade am Tempelhofer Ufer angehalten hatte, und setzte seine Melone auf. Ein paar schaulustige

ge Nachtschwärmer zogen ihre Aufmerksamkeit von der Bergungsaktion ab und bestaunten den Wagen, aus dem nun auch noch eine elegant gekleidete schlanke Frau kletterte, einen Stenoblock in der Hand, gefolgt von einem jungen Mann.

Das schwarze Mordauto war berühmt in Berlin. Der Mercedes war mit allem ausgestattet, was bei einer Mordermittlung am Tatort benötigt wurde: nummerierte Markierungspfähle zur Spurensicherung, ein Fotoapparat, Scheinwerfer, Bandmaß und Zollstock, Kartenmaterial, Handschuhe, Pinzetten, ein mobiles Polizeilabor und alle möglichen Behältnisse zur Beweisaufnahme. Der Wagen transportierte sogar ein fahrbares Büro: einen Klapp Tisch mit mehreren Stühlen, die man am Tatort aufbauen konnte, samt Reise-schreibmaschine.

Bei dem Wagen, der von dem Kran gerade behutsam auf den nassgetropften Asphalt der Möckernbrücke gesetzt wurde, handelte es sich um einen cremefarbenen Horch 350. Das Verdeck war offen. Am Steuer saß ein nasser, bleicher Mann.

Oberkommissar Böhm stiefelte auf den Schupo los, der die Bergungsaktion dirigierte.

»Sagen Sie mal«, schnauzte er den Blauen grußlos an, »sind wir hier im Lunapark? Was haben die ganzen Leute am Tatort zu suchen? Sorgen Sie mal dafür, dass die Schaulustigen verschwinden! Und warum konnten Sie mit der Bergung nicht bis zum Eintreffen der Mordkommission warten? Haben Sie wenigstens die Taucher befragt, wo genau der Wagen im Kanal gelegen hat?«

Der Mordermittler ließ den Polizisten stehen, ohne eine Antwort abzuwarten, und trat zu dem Wagen, der noch vor wenigen Minuten auf dem Grund des Landwehrkanals gelegen hatte. Zwecklos, diesen Hornochsen in Uniform die Methoden moderner Polizeiarbeit nahezubringen. Diesen Preußen war es immer noch wichtiger, am Tatort erst einmal Ordnung zu schaffen, statt Spuren zu sichern. Böhm betrachtete den Mann am Steuer. Der hatte es hinter sich. Toter ging's nicht.

»Gräf«, bellte Böhm durch die Nacht. »Machen Sie mal 'n Foto. Bevor der Doktor hier alles durcheinander bringt.«

Kriminalassistent Reinhold Gräf war schon dabei, den schweren Fotoapparat aus dem wohlsortierten Gepäckraum des Mordautos zu hieven.

Inzwischen hatte sich auch der Schupo von dem Anpiff erholt und trat zum Oberkommissar, zackig salutierend.

»Kemmerling, Oberwachtmeister«, machte er Meldung und zeigte auf eine Lücke in der Uferbegrenzung, direkt neben der Brücke. »Da isser durch. Er muss übers Tempelhofer Ufer gerast und dann vom Fahrdamm abgekommen sein.«

Böhm betrachtete die Leiche von oben bis unten und schüttelte den Kopf. »Wie soll er auch vernünftig fahren können mit solchen Händen. Fragt sich nur, ob er sich in dem Zustand freiwillig ans Steuer gesetzt hat.«

Der Schupo trat näher an den Wagen und zuckte merklich zusammen, als er die Hände des Toten erblickte. Die einzelnen Finger waren in dem Brei aus Fleisch, Haut und Knochen kaum noch zu unterscheiden, manche Gelenke schienen nur noch von der Haut gehalten zu werden, andere waren derart unnatürlich verdreht, dass allein der Anblick schmerzte.

»Wie viele Leute haben Sie hier, Kemmerling?«, fragte Böhm den Blauen.

»Fünf«, sagte der Oberwachtmeister. »Wegen der kommunistischen Unruhen haben sie mir die meisten Leute abgezogen.«

Böhm nickte verständnisvoll. Auch er hatte zu wenig Leute. Seit zwei Tagen hielten die Maiunruhen nun an. Die Dinge waren der Polizei aus der Hand geglitten und schnell eskaliert. Es hatte Schießereien gegeben und Tote. Die kommunistischen Hochburgen rund um den Bülowplatz, im Wedding, in Neukölln, waren von der Schutzpolizei offiziell zu Unruhegebieten erklärt worden. Dort herrschte Belagerungszustand. In Berlin schien der Bürgerkrieg wieder loszugehen.

»Fünf. Nicht gerade üppig«, meinte er. »Aber gut. Vier verjagen mir endlich die Schaulustigen und riegeeln den Tatort anständig ab, einer hilft bei der Spurensicherung, bis der Erkennungsdienst eintrifft. Wenn der heute überhaupt noch kommt.«

»Ähem...« Kemmerling schien nicht ganz zu verstehen. »Spurensicherung?«

»Ganz einfach: Fassen Sie nichts an, treten Sie in nichts rein, und folgen Sie den Anweisungen der Mordkommission«, sagte Böhm und wandte sich um. »Ritter?«, rief er laut in die Dunkelheit.

Die Stenotypistin trat ins Scheinwerferlicht des Kranwagens.

»Legen Sie Ihren Block beiseite, Charly«, sagte der Mordermittler, »das hat Zeit. Zeigen Sie dem Mann hier erst mal, wie man Spuren sichert.«

Kriminalassistent Gräf hatte den Fotoapparat inzwischen neben dem Horch aufgebaut. Für den Bruchteil einer Sekunde leuchtete es am Tatort taghell, als das Blitzlicht zündete. Es schien fast, als lächele der Tote für die Kamera.

Sie spürte, wie der Schupo auf ihr Kleid starrte. Sie spürte es, obwohl sie voranging. Sie hatte sich das grüne Tanzkleid vor ein paar Tagen erst genäht und wusste, dass es ihre Figur betonte. Und einen nicht unbeträchtlichen Teil ihrer wirklich langen Beine sehen ließ. Sie trug es heute zum ersten Mal, und vorhin auf dem Parkett des *Moka Efti* hatte sie sich darin auch richtig wohl gefühlt. Da genoss sie es, die Blicke der Männer auf sich zu ziehen. Das war bei einem ersten Rendezvous nie verkehrt. Jakob sollte nicht glauben, dass er sie sicher hatte. Dass ihr das Herz bis zum Halse schlug, wenn er sie anlächelte, hatte er hoffentlich nicht bemerkt. Nein, eigentlich war alles gut gelaufen.

Bis der livrierte Diener die Tafel mit ihrem Namen hochhielt. *Telefon für Frl. Ritter*. Jakob hatte komisch geschaut, als sie ihn auf dem Parkett zurückließ. Sie ahnte, dass der Anruf von der Mordkommission kam, Böhm war der Einzige, der wusste, dass sie im *Moka Efti* war – und natürlich Greta, doch die hätte sie an diesem Abend niemals gestört. Jakob stand an der Bar, als sie von der Telefonzelle zurückkehrte. Die Mitteilung, dass sie nun leider gehen müsse, hatte er wortlos hingenommen. Er hatte sie noch zur Garderobe begleitet und sogar hinunter auf die Friedrichstraße, wo sich zahlreiche Nachtschwärmer vor der Rolltreppe drängten, die

zur neuesten Attraktion des Berliner Nachtlebens führte. Als dann in der Leipziger Straße das Mordauto hielt, in dem Böhm bereits saß und sie zur Eile antrieb, konnte sie nicht sagen, ob ihr wortkarges Gespräch gerade ein Abschied gewesen war oder ein Streit. Jakob hatte dem schwarzen Wagen nicht lange hinterhergesehen, sondern war zurück zur Rolltreppe gegangen. Wieder ein Mann, der mit ihrem Beruf nicht klarkam?

Sie froh ein wenig. Der kurze Mantel über dem Kleid war nicht wirklich warm. Anfang Mai konnten die Nächte in der Stadt noch sehr kalt sein.

»Sind Sie Kavalier?«, fragte sie den Schupo, als sie am Mordauto angekommen waren.

Der Mann schien schwer von Begriff. »Wieso?«, fragte er.

»Sind Sie's oder sind Sie's nicht?«

»Natürlich ...«

»Das trifft sich gut! Dann können Sie mir Ihren Mantel leihen.«

Er guckte sie an, als habe er sich verhöhrt.

»Keine Angst, Sie müssen ihn nicht über eine Pfütze legen! Nur zum Anziehen! Das gute Stück ist doch sowieso Eigentum der preußischen Polizei. Oder wollen Sie die Mordkommission nicht unterstützen?«

Sie musste die Ärmel des schweren blauen Mantels zweimal umkrepeln, dann ging es. Halbwegs. Aber ihr wurde gleich wärmer.

»Danke schön.«

Sie reichte dem Uniformierten ein Paar Stoffhandschuhe und drückte ihm ein paar blecherne Markierungsschilder in die Arme. Dann stapften sie los. In dem Mantel fühlte sie sich nicht so beobachtet, als sie voran zum Ufer des Landwehrkanals ging.

Der Wagen schien ungebremst durch den schmiedeeisernen Uferzaun gebrochen zu sein. Die Stäbe waren nach unten gebogen, zum Teil aus ihren Verankerungen gerissen und im Wasser gelandet. Es sah aus, als habe eine riesige Faust dort hineingeschlagen. Auf ihre Anweisung hin stellte der Schupo das Schild mit der Nummer eins an der Bruchstelle ab. Bremsspuren, die man hätte markieren

können, konnte sie nirgends entdecken. Überhaupt war es schwer, den Weg nachzuvollziehen, den der Horch genommen hatte. An einem Uferbaum fehlte ein Stück Rinde, das freigelegte Holz glänzte feucht im Scheinwerferlicht, das von der Brücke kam. Hier war der Wagen vorbeigeschrappt, bevor er auf den Uferzaun traf, das hatte ihn nicht aufhalten können, höchstens die Fahrtrichtung geändert. Wäre das Auto frontal gegen den Baum gefahren, hätten sie es wohl nicht aus dem Kanal ziehen müssen, aber dem Mann am Steuer wäre es dabei kaum besser ergangen. Sein Gesicht hätte dann jedenfalls nicht mehr so schön ausgesehen. Sie betrachtete den Abstand zwischen Baum und Ufer. Nur wenige Meter. Nach der Bresche im Zaun zu schließen musste das Auto fast im rechten Winkel auf die Uferbegrenzung getroffen sein. Doch woher war es gekommen, bevor es den Baum streifte? Sie schaute sich um. Der Fall begann sie zu interessieren, sie hatte Witterung aufgenommen.

Nachdem sie dem Schupo noch ein paar Anweisungen gegeben hatte, was er markieren sollte, ging sie ein paar Schritte in die Möckernstraße hinein, die vom Kanal zur Yorckstraße führte. Nur die linke Seite war bebaut, rechts zog sich eine hohe Backsteinmauer den Gehweg entlang. Dahinter lag das Gelände des Anhalter Güterbahnhofs. Unter den Bäumen am Straßenrand parkten einige Autos. Sie ging nah an den Fahrzeugen vorbei. Das Licht der Straßenlaternen reichte kaum bis hierhin, sie musste ihre Augen anstrengen. Und doch fand sie es schließlich. Am Kotflügel eines pechschwarzen BMW. Heller Lackabrieb. Cremefarben. Nun war es mehr als Instinkt, nun war sie sich sicher. Sie rief den Schupo zu sich.

Aus den Augenwinkeln hatte er beobachtet, wie Oberwachmeister Kemmerling brav hinter Charly hergedackelt war, einen ganzen Strauß Blechschilder im Arm. Schien ein Kavalier zu sein, der Mann, hatte ihr sogar seinen Mantel übergeworfen. Tja, daran hatte *er* mal wieder nicht gedacht, obwohl es seine Schuld war, dass sie nun im Ballkleid durch die Kälte laufen musste. Oberkommissar

Wilhelm Böhm war eben ein ungehobelter Klotz, da war nichts zu machen. Blödsinn, dachte er und schaute zu dem Horch hinüber, der immer wieder im Blitzlicht aufleuchtete. Von wegen: meine Schuld! Nein, es ist ganz allein seine Schuld, die Schuld eines unbekanntes Mannes, den man aus dem Landwehrkanal gefischt hat. Der ist es, der uns den Abend versaut hat.

Er hörte Charly rufen, und der frierende Oberwachtmeister setzte sich wieder in Bewegung. Dem Schupo fiel es sichtlich schwer, den Anweisungen einer Frau zu folgen. Hätte Kemmerling gewusst, dass Charlotte Ritter nicht einmal den Rang einer Kriminalbeamtin besaß, er hätte wahrscheinlich keinen Finger gerührt. Aus diesem Grunde hatte Böhm es ihm auch nicht verraten. Frauen in der Polizei hatten es so schon schwer genug. Er wusste, dass er sich auf Charly verlassen konnte, und das war in dieser Nacht, wo er kaum Leute zusammenbekommen hatte, besonders wichtig. Dumm nur, dass ihm jetzt, wo sie da draußen Spuren sicherte, eine Stenotypistin fehlte. Böhm war es gar nicht mehr gewohnt, sich selbst Notizen zu machen. Den Block, den er in seinen dicken Pranken hielt, hatte er sich von Gräf leihen müssen.

Der Oberkommissar hatte es sich auf der dick gepolsterten Sitzbank des Mordautos bequem gemacht, dessen Fond man mit ein paar Handgriffen in ein kleines Büro verwandeln konnte, und verhörte die einzigen Zeugen, die sie hatten. Einen Mann und eine junge Frau, die am Tempelhofer Ufer in einem parkenden Auto gesessen hatten, als der Horch durch die Uferbegrenzung krachte.

Nicht besonders ergiebig, das Gespräch. Das Pärchen schien sehr beschäftigt gewesen zu sein, beide hatten kaum etwas gesehen. Der Wagen musste ohne Licht aus dem Dunkel gekommen sein, erst ein lautes Krachen hatte sie aufgeschreckt. Fräulein Wegener hatte gerade noch mitbekommen, wie der Motor aufheulte und die Räder durchdrehten, bevor der Wagen mit einem lauten Klatschen auf die Wasseroberfläche prallte. Der Mann schien gar nichts gesehen zu haben. Die beiden waren ausgestiegen und ans Ufer gelaufen. Sie konnten nichts mehr tun, nur ohnmächtig zuschauen,

wie der Horch kurz auf dem Wasser schaukelte, dann nach vorne kippte und schnell unterging. Als sie merkten, dass hier jede Hilfe zu spät kam, hatten sie die Polizei verständigt.

»Haben Sie sonst noch etwas gesehen oder gehört?«, fragte Böhm. »Bremsgeräusche etwa? Oder hat der Fahrer um Hilfe geschrien? Saßen noch andere Personen in dem Wagen, als er unterging?«

Alle Fragen verneinte Fräulein Wegener. »Der war vollkommen weggetreten, wenn Sie mich fragen. Hat überhaupt nicht reagiert, als der Wagen unterging. Vielleicht war er ja betrunken.«

Oder bereits tot, dachte Böhm. Er schaute auf den Notizblock. Viel hatte er nicht hineingeschrieben, und das wenige, was dort stand, konnte er schon jetzt kaum noch entziffern.

»Hm«, sagte er und stand auf, »ich denke, das wär's fürs Erste. Ihre Personalien haben wir ja.« Sie stiegen aus dem Mordauto. Böhm ließ die beiden stehen. Auf der Möckernbrücke hatte er eine Silhouette erblickt, die ihm bekannt vorkam.

»Der Fortschritt der Menschheit ist unverkennbar«, hörte er den Mann auf der Brücke sagen. »Jetzt fahren die Wasserleichen sogar schon Auto.«

Wilhelm Böhm kannte Dr. Magnus Schwartz seit Jahren. Der Zynismus des Mediziners war berufsbedingt. Auch Kriminalkommisare neigten dazu. Wahrscheinlich hatte er deshalb so einen guten Draht zu dem Leichenbeschauer, der im Hauptberuf eine ordentliche Professur an der Universität bekleidete.

»Guten Abend, Herr Doktor! Hat man Sie aus der Oper geholt?«

Schwartz, der sich zu dem Toten hinter dem Steuer gebeugt hatte, drehte sich um. Er trug Abendgarderobe unter seinem Mantel.

»Ach Böhm! Hätte ich mir denken sollen, dass Sie dahinterstecken!« Der Mediziner schüttelte ihm die Hand. »Nein, in die Oper gehe ich nicht. Ist mir zu laut. Empfang beim Dekan. Ziemlich langweilige Gespräche, wenn man bedenkt, welche Elite deutschen Geistes da zusammengelassen ist.«

»Da können Sie ja froh sein, dass wir Sie da rausgeholt haben.«

»Verraten Sie das aber nicht meiner Frau!«

»Und?«, fragte Böhm und zeigte auf die Leiche.

»Sie werden es kaum für möglich halten, lieber Böhm, aber dieser Mann ist tot.«

»Ach, tatsächlich?« Böhm tat überrascht. »Es geht doch nichts über die Auskunft eines Experten!«

Der Doktor knöpfte dem Toten den feinen Zweireiher und das Hemd auf. Dann schaute er ihm in den Mund. »Todesursache noch unbekannt«, meinte er nach einer Weile, »höchstwahrscheinlich war er aber schon tot, bevor er ins Wasser fiel. Wollen Sie weitere Schätzungen hören? Oder können Sie sich bis morgen Mittag gedulden? Dann weiß ich, ob er Wasser in den Lungen hat.«

Böhm sagte nichts.

»Hätte ich mir denken können«, meinte der Doktor. »Also, alles Zirka-Werte und alles ohne Gewähr – bis Sie morgen das amtliche Ergebnis haben: männliche Leiche, Größe über einundsiebzig, rund fünfundsiebzehn Kilo, Alter etwa Mitte dreißig, schlechte Zähne, Todesursache noch un...«

»Schlechte Zähne?«

»Die hat er definitiv, das ist keine Schätzung.«

»Dann hatte er wohl Angst vorm Zahnarzt.«

»Das glaube ich nicht. Bei einem Zahnarzt war er, wenn ich mir diese verschlimmbesserte Ruinenlandschaft in seinem Mund so anschau. Aber bei einem schlechten. Sieht eher so aus, als hätte er sich keine anständige Zahnbehandlung leisten können.«

»Fährt aber ein neues Auto und trägt einen feinen Abendanzug. Der ist ja fast schicker als Sie, Doktor!«

»Vielleicht hat er sein Geld lieber für Autos und Garderobe ausgegeben als für den Zahnarzt. Sie wissen ja: Kleider machen Leute«, meinte Doktor Schwartz. »Und Autos erst! Feiner Wagen, so ein Horch! Kollege Karthaus fährt so einen. Nicht dass ich neidisch wäre – was soll man mit so einer Kiste, wenn sie nicht auf der Straße bleibt und im Kanal landet ...«

»Ich glaube, das hat weniger mit dem Wagen zu tun als mit der

Fahrtüchtigkeit des Fahrers.« Böhm zeigte auf die entstellten Hände des Toten. »Kann man an so was sterben, Doktor?«

»Man kann an fast allem sterben, mein lieber Böhm.« Schwartz rückte seine Brille mit dem Zeigefinger zurecht und inspizierte den Brei aus Hautfetzen, Fleisch und Knochen genauer. »Sauerei«, sagte er schließlich. »Das muss ihm sehr wehgetan haben, aber höchstwahrscheinlich hat er es überlebt.«

»Seltsam«, murmelte Böhm vor sich hin.

»Mein lieber Böhm! Sie glauben gar nicht, was man alles überleben kann!«

»Nein, ich meine sein Gesicht.« Böhm wirkte wie aus einem Traum gerissen. »Sieht so ein Mann aus, der kurz vor seinem Tod große Schmerzen erleiden musste?«

Schwartz antwortete nicht und schaute den Toten an. Es stimmte. Die Leiche schien friedlich zu lächeln.

6

Seit Viertel nach sechs waren sie unterwegs und holten die Leute aus den Betten. Alles wurde durchsucht, nicht nur die Wohnungen, auch Dachböden und Keller. Selbst in den Müllkästen stöberten die Beamten nach Waffen. Acht Bereitschaften waren allein im Unruhegebiet Neukölln eingesetzt. Und Beamte der Kriminalpolizei. Rath hätte nicht gedacht, so schnell wieder in die Hermannstraße zurückzukehren.

Die Maiunruhen hielten auch am dritten Tag an. Immer wieder kam es zu Zusammenstößen zwischen Kommunisten und Schupos, immer wieder fielen Schüsse. Auf den Straßen im Wedding und in Neukölln herrschte Krieg. Aus dem Baumaterial in der Hermannstraße waren Barrikaden errichtet worden, in einigen Straßenzügen sämtliche Straßenlaternen durch Steinwürfe außer Betrieb gesetzt. Jugendbanden nutzten die Dunkelheit und plünderten Geschäfte.

Vergangene Nacht hatten Randalierer sogar Steine gegen das 220. Polizeirevier in der Selchower Straße geworfen: Das Revier, in dem sie am Sonntag noch die Aktion König gestartet hatten, war zur Zielscheibe des Mobs geworden. Sogar Schüsse sollen gefallen sein, erzählten sich die Kollegen. Erst der Einsatz einer Bereitschaft mit einem Panzerwagen und zwei Lastern konnte dem Spuk ein Ende bereiten.

Solche Vorfälle schürten die Angst vor einem kommunistischen Umsturzversuch und heizten die Stimmung in der Polizei zusätzlich auf. Jeder Beamte, der auf die Straße ging, zumal in einer Arbeitergegend, war nervös und hatte die Waffe locker sitzen.

Für Rath grenzte der allgemeine Gemütszustand seiner Kollegen an Hysterie. Als man dann auch ihn zusammen mit Wolter zum Einsatz nach Neukölln beorderte, hatte er sich bemüht, kühlen Kopf zu bewahren. Für die Durchkämmung der Unruhegebiete am Morgen des dritten Mai hatte Polizeipräsident Zörgiebel den Einsatz der Kriminalpolizei angeordnet. In aller Herrgottsfrühe hatten Bereitschaften der Schutzpolizei das Viertel beiderseits der Hermannstraße abgeriegelt, von der Boddinstraße bis zur Leykestraße. Ein riesiger Bezirk war zum Sperrgebiet geworden; Schupos bewachten die Zugangsstraßen, Schilder warnten, es werde scharf geschossen.

Und dann hatten die Hausdurchsuchungen begonnen. Bereitschaftsbeamte sperrten die Hofeingänge ab, dann kämmt Trupps von Uniformierten den kompletten Block mit allen Hinterhäusern und Höfen durch, angeführt von je zwei Kriminalbeamten. Fast überall dieselben Reaktionen: fluchende Männer, schimpfende Frauen, schreiende Kinder – aber keine Waffen. Je weiter der Morgen voranschritt, desto mehr bekam Rath den Eindruck, die Leute wüssten Bescheid. Langsam hatte sich im Sperrgebiet herumgesprochen, was hier geschah.

Einen einzigen Trommelrevolver hatten sie in ihrem Einsatzgebiet bislang beschlagnahmt – nach fast sechs Stunden Wühlen in mindestens vier Dutzend Wohnungen. Und der Mann, dem sie die Waffe abgenommen hatten, war nicht mal ein Kommunist! Zwar

hing in seiner Küche der gestickte Text der Internationalen an der Wand wie bei anderen Leuten ein frommer Bibelspruch, doch der Arbeiter war Sozi. Ein Sozialdemokrat wie der Polizeipräsident. Rath ging die Aktion zunehmend auf den Wecker, und wenn er Bruno so anschaute, hatte er den Eindruck, dass es dem nicht anders erging. Das hier brachte überhaupt nichts! Eine Vergeudung von Kapazitäten!

Dabei hatten sie heute Morgen noch grinsen müssen, als sie sahen, dass auch die Leykestraße auf ihrer Liste stand. Dort wohnte Franz Krajewski, der Kokser vom Karstadtgerüst, ihr neuer Informant. Und der Pornokaiser hatte tatsächlich die Tür geöffnet, als sie um kurz nach sieben bei ihm geklingelt hatten. Sie konnten es Krajewski ansehen, dass ihm das Herz bis in die grauen Unterhosen rutschte, als ein ganzer Haufen Uniformierter an ihm vorbei in seine Wohnung stiefelte. Mit großen Augen hatte er Rath und Wolter angestarrt. Sie hatten ihn einen Moment zappeln lassen. Dann hatte der Onkel den Mann förmlich gesiezt und den Standardspruch runtergeleiert: dass es sich bei dieser Polizeiaktion um eine Routinedurchsuchung nach Waffen handele, die im ganzen Viertel durchgeführt werde. Daraufhin wirkte Krajewski etwas entspannter. Eine gewisse Nervosität jedoch blieb, und Rath wusste auch warum, nachdem er aus der Zuckerdose in der Küche geistesgegenwärtig einen Beutel Kokain gefischt hatte, bevor die Schupos auf die Idee kamen, dort nach Revolvern und Granaten zu suchen.

»Da siehst du mal, wie froh du sein kannst, dass du uns vor ein paar Tagen getroffen hast«, raunte er dem Mann zu, der heute keine große Ähnlichkeit mit Wilhelm zwei aufwies. »Sonst hätten wir jetzt eine Knarre bei dir gefunden und müssten dich mitnehmen.«

»Wat soll denn der Zinnober überhaupt?«, fragte Krajewski.

»Du wohnst in der falschen Gegend. Zu viele Kommunisten. Da sollte man aufpassen, was man in der Küche versteckt.«

Krajewski erbleichte. Dann wurde es Zeit für den Abschied. Die Schupos waren längst eine Etage höher, da blieb Rath noch einen

Moment bei Krajewski stehen, dem der Schweiß auf der Stirn stand, und drückte ihm das Papiertütchen in die Hand. »Wünsche gut zu frühstücken!«

Kurz nach zwölf. Mittlerweile hatten sie sich drei Blocks weiter vorgearbeitet. Haus für Haus, Wohnung für Wohnung. Und die Einsatzliste war noch lange nicht durch.

»Mir reicht's«, sagte Wolter leise zu Rath, als sie gerade wieder ein Haus verlassen hatten, wo sie in jeder Wohnung in böse Gesichter gesehen und den wütenden Protest der Mieter hatten ertragen müssen – ohne eine einzige Waffe zu finden.

»Drecksarbeit«, meinte der Onkel und steckte sich eine Zigarette an, während die Schupos begannen, sich über die Müllbehälter im Hof herzumachen.

Rath nickte. »Und finden tun wir auch nichts.«

»Na, wunderst du dich? Die Kämpfer sind doch ohnehin alle auf der Straße. Und ihre Waffen lagern die Thälmanns irgendwo in geheimen Verstecken. Da müsste die IA mal etwas mehr auf Zack sein. Waffenlager sollten wir ausräumen, stattdessen durchsuchen wir Proletenwohnungen.« Wolter machte keinen Hehl aus seiner Abneigung gegen die Politische Polizei. Er nahm einen letzten Zug und warf die halbgerauchte Zigarette auf den Hof. »Das ist doch keine Arbeit für die Kripo. Das hier können die Blauen eine Zeit lang auch alleine«, sagte er und stiefelte zu den Mülltonnen hinüber, wo ein junger Polizist mit einem großen Schürhaken in Asche und Abfällen wühlte. Der Onkel gab ihm ein paar Anweisungen und drückte ihm die Adressenliste in die Hand. Dann kehrte er zu Rath zurück.

»Wir gehen jetzt erst mal in die Hermannstraße, liefern den Revolver ab und erstatten Zwischenbericht«, meinte Wolter. »Da gibt es auch einen Versorgungsposten für die Einsatzkräfte, gute alte Feldküche. Mir knurrt vielleicht der Magen!«

Im Haus Hermannstraße 207 hatte die Polizei in zwei beschlagnahmten Privatwohnungen in der ersten Etage einen Stützpunkt für den Großeinsatz eingerichtet. Rath und Wolter machten sich auf den Weg.